

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Ghana

31. August bis 03. Dezember 2003

Goldrausch in Ghana

Von Florian Klebs

Ghana vom 31.08. – 03.12.2003



Inhalt

1. Zur Person	266
2. Einleitung	266
3. Basislager Accra	267
4. Schwarz und weiß	269
4.1 „Ein weißer Mann kann das nicht“	269
4.2 „Einmal zu Abédi Pelé, bitte“	270
4.3 „Sie wird dich töten! Sie macht einen Juju mit dir“	271
5. Zeitung in Ghana	271
5.1 FAZ und Fritten	271
5.2 Grünes Licht für Pressefreiheit	272
5.3 Mein Blatt: die Public Agenda	272
5.4 Gold in den Medien	273
6. Ghanas Goldschmuck	274
6.1 Feiner als Frauenhaar, dünner als Seidenpapier	274
6.2 Der Goldschmied des Königs	275
6.3 Design als Geheimsprache – Ghanas Adinkras	276
6.4 Ich war ein Wasserhahn – die Messinggießer von Kumasi	277
7. Die Könige und ich	277
7.1 Mein König von Accra	277
7.2 Doppelt verwaltet – der Staat und das Königssystem	279
7.3 Höfisches Protokoll – vom richtigen Umgang mit Königen	280
7.4 Eine Nacht im Palast	281
8. Gold – Hoffnungsträger für Ghanas Wirtschaft?	282
8.1 Ghana im Goldrausch	282
8.2 Reserve im Regenwald	283
9. Rund um die Goldgruben von Tarkwa	284
9.1 Ghana Goldfields	284
9.2 WACAM – Grasswurzeln des Widerstandes	285
9.3 Gold – was nutzt es den Menschen?	287

9.4 Umweltskandale und Übergriffe – Besuch in den Dörfern um Tarkwa	289
9.5 In den Gruben der Galamsey	292
10. Ashanti Goldfields – Ghanas ältester Vorzeigebetrieb	294
10.1 Obuasi, das Pulverfass	294
10.2 Flüssiges Gold – vom Stollen in die Goldschmelze	294
10.3 Harte und weiche Hunde	296
10.4 Die Verzweifelten von Sansu	298
10.5 Tod aus dem Abflussrohr	300
11. Recherche in Afrika	302
11.1 „Dann haben wir ja noch Zeit“	302
11.2 „Es gibt ihm ein unangenehmes Gefühl“	303
11.3 „Ich habe Angst vor dir“	304
12. Geschichten am Rande	304
12.1 Zum Studium nach Deutschland	304
12.2 Der erstaunliche Mr. Blayh	307
13. Thank you!!!	308

1. Zur Person

Florian Klebs ist vor seinem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung noch nie in Afrika gewesen. Der 1967 Geborene studiert Geologie in Heidelberg, Tübingen und Flagstaff/Arizona. Seine ersten Radioreportagen entstehen während der Diplomarbeit in Brasilien. Nach dem Diplom volontiert er beim Mindener Tageblatt, verlässt nach zwei Tagen den Pressestab der Expo 2000, arbeitet als Chefredakteur für das Hochschulmagazins Unicum und wird anschließend Pressechef der Alexander von Humboldt-Stiftung. Als freier Autor veröffentlicht er bei der ZEIT, der Süddeutschen, dem Tagesspiegel, Unispiegel und anderen. Zurzeit arbeitet Florian Klebs als Pressesprecher für die Universität Hohenheim und lebt als freier Autor in Tübingen.

2. Einleitung

Ghanas Gold ist ein vielschichtiges Thema. „Goldküste“ taufen die Portugiesen den schmalen Landstrich, an dem 1471 ihre Schiffe anlegen. Die Wirtschaftsgeschichte des Edelmetalls in Ghana ist allerdings wesentlich älter.

Bereits im 7. Jahrhundert exportiert das Volk der Ashanti den Rohstoff von Afrikas Westküste bis in den Norden des Kontinentes. Weltweit einmalig sind das handwerkliche Geschick und die reiche Bildersprache im traditionell-afrikanischen Goldschmuck der Ashanti. Ihre Schmiede verwenden die Technik der „verlorenen Form“: Der Künstler formt den Schmuck aus Wachs und ummantelt ihn mit Mist und Lehm. Das Wachs lässt er im Ofen ausbrennen und gießt den Hohlraum mit flüssigem Metall aus. Europäischen Arbeiten überlegen sind die feinen Strukturen, zu denen sich Wachs nur in tropischer Hitze verarbeiten lässt.

Kulturgeschichtlich hat das Metall einen hohen Wert. Das wichtigste Symbol des Volkes ist der „goldene Schemel“: ein reich verzierter Zeremonial-Stuhl. Direkt vom Himmel soll ihn der oberste Gott, Nyame, dem 4. König der Ashanti übergeben haben.

Ende des 19ten Jahrhunderts führen die Kolonialmächte den industriellen Bergbau ein. Kurz nach der Unabhängigkeit werden die Minen verstaatlicht, in den 90er Jahren wird der Bergbau wieder liberalisiert. Heute sind Ghanas Minengesellschaften multinationale Unternehmen. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts vervierfacht sich der Goldbergbau. Nach Südafrika ist Ghana der größte Goldproduzent des Kontinents. Gold stellt ein Drittel aller Exportgüter.

Zwei Zentren haben sich bei der Goldproduktion etabliert: die Bergbaustädtchen Tarkwa und Obuasi. Letzteres besitzt Ghanas einziges Tiefenbauwerk. Das meiste Erz wird kostengünstig im Tagebau gefördert, aufgeschüttet und mit toxischen Blausäure-Salzen durchspült. So werden selbst winzige Goldmengen ausgewaschen.

Neben Landnutzungskonflikten mit örtlichen Kleinbauern werden mehrere Chemieunfälle bekannt, die ganze Flüsse verseuchen. Anwohner beklagen sich über vergiftete Felder, zerstörte Dörfer und Menschenrechtsverletzungen durch die Minengesellschaft.

3. Basislager Accra

Ankommen, Unterkunft, Praktikumsplatz – alles, was man von Deutschland aus organisieren will, ist schwierig. Besser ist es, man hat einen Freund, der bei diesen und anderen Problemen hilft. Am besten, man hat einen Freund wie Mike Anane: preisgekrönter Umwelt-Journalist, Sohn des Königs von Ejisu und meist übermüdet, weil er einen Vortrag in Simbabwe oder einen Workshop in Äthiopien vorbereitet.

Ich lerne Mike Anane bei meiner Vorrecherche kennen, weil er die Probleme der Goldexploration seit Jahren bearbeitet. Hilfe und Unterstützung erhalte ich auch durch die Friedrich-Ebert-Stiftung. Und während meines Zeitungspraktikums lerne ich weitere Kollegen kennen, die immer wieder weiterhelfen. Tatsächlich aber ist es Mike Anane, der bei mir die Rolle eines Mentors übernimmt.

Für alle, die nicht das Glück haben, Anane zu kennen, hier ein paar Erfahrungen:

Presscard. So heißt in Ghana die Presse-Akkreditierung. Und die wird vor allem von staatlicher Seite überprüft. Den ghanaischen Presseausweis unbedingt schon von zu Hause aus beantragen. Ich versuche es von Ghana aus, was mich mehrere Tage auf dem Amt und fünf Wochen Wartezeit kostet. Ohne die exzellenten Kontakte von Edward Briku Boadu von der Friedrich-Ebert-Stiftung in Ghana hätte ich das Papier wahrscheinlich heute noch nicht. Beim Verfahren hilft das deutsche Auswärtige Amt unter: www.auswaertiges-amt.de/www/de/laenderinfos/adressen/index_html

Dress-Code. Selbst die kleinste Hütte besitzt ein vielbenutztes Bügeleisen. Vor allem bei Recherchen in der Hauptstadt, bei Firmen oder Behörden ist Dress-Code eine ernste Sache. Waschen und Bügeln bietet jedes Hotel. Für den Alltag reichen Anzugshemd, Hose (Bügelfalten!) und Halbschuhe. Mit Jackett war ich meist overdressed. Über die Krawatte war ich öfter

froh. Meine Erfahrungen mit Schneidern in Ghana wären einen eigenen Erlebnisbericht wert.

Visitenkarte. Englisch: Complimentary cards. Sie können helfen, dem eigenen Besuch etwas Autorität zu verleihen. Noch wichtiger: Man hat etwas bei der Hand, wenn man um die Adresse in Deutschland gebeten wird – und das passiert häufig, zum Teil von völlig unbekanntem Menschen. Meine Visitenkarte enthielt deshalb Namen, Email und meine Ghanaische Handy-Nummer. Drucken ließ ich sie in Accra.

Stadtpläne und Karten. Sind schwierig zu bekommen. Die einzige mir bekannte Landkarte von Ghana wird vertrieben von IMB Publishing/International Travel Maps in Kanada und hat die ISBN-Nummer 155341223-0 (vgl. Auch www.itmb.com). In Accra hilft das Souvenirgeschäft am Eingang des Arts Centre in der 28th February Road im Stadtteil Victoriaborg.

Fotos. Fotografiert werden ist schön. Fotos geschenkt bekommen noch schöner. Für mich als Journalisten, der in das Leben anderer Menschen einbricht, um dann auf immer zu verschwinden, sind Bilder oft die einzige Möglichkeit, mich bei den Menschen zu bedanken, die mir ihre Zeit und Einblicke in ihr Leben schenken. Neben der Spiegelreflex mit Profifilmen habe ich erstmals eine 20-Euro-Kamera mit Billigfilmen dabei, die ich vor Ort entwickeln lasse. Vorsicht: Auf einem Foto können schnell 20 begeisterte Dorfbewohner sein. Ein Abzug kostet umgerechnet immerhin 20 Cent. Außerdem haben Ghanaer bei Fotos ein gutes Gedächtnis. „Fehlt da nicht der eine Abzug, wo ich so schräg nach hinten schaue?“, ist eine beleidigte Frage, die man gestellt bekommen kann, obwohl man gerade zehn Abzüge verschiedenster Posen verschenkt hat.

O-Töne und Technik. Mein MD-Player kennt die Tropen besser als ich: Laut Aufkleber wurde das Gerät in Malaysia produziert. Trotzdem rollen die meisten Verkäufer mit den Augen, wenn man sie fragt, ob ihre Technik tropentauglich ist. Sorgen wie diese scheinen unbegründet: Kameras und Minidisk bewähren sich drei Monate lang als äußerst zuverlässig. Auf dem Land ist es manchen Menschen unangenehm, in ein Mikro zu sprechen, andere tauen auf.

Telefonieren. Ghanas Variante der Telefonzelle ist das Communication Centre: Ein Büdchen mit einer Theke voller Telefonapparate. Dahinter sitzt der Betreiber, wählt die gewünschte Nummer, stoppt die Gesprächszeit mit der Stoppuhr und kassiert sekundengenau. Handy ist teuer, aber unentbehrlich, wenn man wirklich etwas erreichen will. Billige Standard-Kommunikation läuft in Ghana über SMS. Ghanaische SIM-Karten kann man in Accra kaufen. Unterlagen aufheben – sie erleichtern Sperrung und Wiederbeschaffung, wenn das Gerät geklaut wird. Mein Handy wird im

Gewühl beim Buseinsteigen aus meiner Hosentasche gezerrt. Ansonsten keine Verluste.

Email & Büro. Computer in Internetcafés sind schrecklich langsam. Manche Cafés dienen angeblich nur dazu, Emailadressen der Kunden zu sammeln, um ihnen dann 491 Spam zu schicken. Einzige Ausnahme während meines Aufenthaltes: Busy Internet auf der Ring Road Central (östlich des Circles) in Accra. Sehr flott und massentauglich. Hierhin kann man sich auch ein Fax schicken lassen – oder gleich stundenweise ein Büro mit PC, Telefon und Fax mieten.

Unterkunft. Hotels sind eine gute Lösung. Im Herbst 2003 kostet eine Nacht in Accra ab fünf Euro. Billighotels beherbergen meist keine Touristen aus Übersee – denn Rucksacktouristen gibt es hier kaum welche, Entwicklungshelfer und Firmenvertreter leisten sich andere Etablissements. Wochenlang lebe ich Tür an Tür mit Studentinnen aus Côte d’Ivoire, die in Ghana englisch lernen.

Geld. Wechselstuben erkennt man an türgroßen Aufstelltafeln mit den Tageskursen, Bargeld ist hier kein Problem. Alle Banken und Wechsler akzeptieren Traveller-Schecks in Dollar, Euros sind schwierig. Visa & Co. sind in jeder größeren Stadt (Accra, Tarkwa, Obuasi, Cape Coast, Kumasi) am Bankautomaten problemlos.

Essen. Frühstück, Mittag- oder Abendessen: In der Stadt gibt es alle paar 100 Meter einen Straßenstand oder Restaurants. Aus meiner Erfahrung zu empfehlen. Krank geworden bin ich nie. Wer Glück hat, findet eine Frau wie Auntie Bea in Tarkwa, die einen täglich bekocht und das Standardmenü der Restaurants erweitert.

Schokolade. Ist lebenswichtig. Auch für die vielen Kakao-Bauern, die Ghana für lange Zeit zur Nr. Eins der kakaoproduzierenden Länder machten. Jede dritte Tafel in Deutschland enthält Kakao aus Ghana. Vor Ort besteht jede Tafel zu 100 Prozent aus Kakao aus Ghana, wenn man die Lokalmarke Kingsbite von Golden Tree wählt.

4. Schwarz und weiß

4.1 „Ein weißer Mann kann das nicht“

„Auf unserer Reise waren wir gezwungen, oft hüfttiefe Flüsse zu überqueren“, schreibt Bernhard Grzimek, Tierarzt, Zoodirektor und Filmemacher in einem Buch über seine erste Afrikareise. Ein Foto zeigt seinen Sohn Michael im blütenweißen Tropenanzug – auf den Schultern eines schwarzen Angestellten, der bis zu den Hüften im Gewässer steht.

Dieses Bild aus den 60er Jahren ist mir schon lange vor meinem Aufenthalt in die Hände gefallen. Vergessen habe ich es nie. Die Afrikaner offensichtlich auch nicht. Entsprechend gering werden unsere Fähigkeiten vor Ort eingeschätzt. „Ein weißer Mann kann das nicht“, ist eine Antwort, die ich öfters zu hören bekomme. Variationen wie: „Kann ich bis zu diesem Dorf laufen?“ – „Ja, man kann laufen, aber für einen weißen Mann ist es zu weit.“ oder: „Kann ich euch beim Goldschürfen begleiten?“ – „Nein, ein weißer Mann hält das nicht durch“, ergänzen die Liste.

Andererseits haben weiße Besucher in Ghana ständig neuen, beeindruckenden und unerklärlichen Schnickschnack dabei. „Das ist der Grund, warum wir euch Weiße fürchten“, meint Menschenrechts-Aktivist Kwesi Aduakwah, als ich ihm den winzigen Minidisc-Player zeige und kurz darauf die eigene Stimme vorspiele. Auf dem Land werden weiße Menschen, gewollt oder nicht, oft als Autoritätspersonen behandelt. Was sicher ein Erfahrungswert ist. Weiße haben Geld. Weiße sind Minenarbeiter. Weiße bringen Ärger. „I am sick of white men coming in our village“, übersetzt mir Aduakwah das Zwiegespräch zweier Bauern, die wir auf einer Recherche passieren.

Mit der Zeit wird meine Welt schwarz. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Menschen eine andere Hautfarbe haben. Bisweilen vergesse ich, dass ich aus jeder Menschenmenge herausleuchte und beschreibe Erkennungszeichen, wenn ich mich mit Fremden am Telefon verabrede. Zurück in Deutschland beginnt der umgekehrte Prozess. Menschen sind weiß. In meiner Erinnerung werden ghanaische Freunde immer weißer.

4.2 „Einmal zu Abédi Pelé, bitte“

Wochenlang sehe ich selbst keinen einzigen Weißen. Das ändert sich schlagartig, als ich für fünf Tage bei Freunden in Accras Diplomatenviertel Cantonments wohne. Die Mehrzahl der Bewohner scheint weiß – von Fahrern und Nachtwächtern abgesehen. Kein Taxi findet hier eine Adresse – zu selten, dass jemand mit öffentlichen Verkehrsmitteln in diese Ecke fährt. Umgekehrt komme ich kaum von dort weg. Taxen meiden das Viertel, wo jeder Bewohner ein Auto hat. Wenn man eines findet, verlangt der Fahrer ein Vielfaches des Normalpreises. Mein Problem löst sich erst, als ich merke, dass unmittelbar neben meinen Gastgebern auch die Villa eines prominenten Fußballers liegt. „Zu Abédi Pelés Haus“, sage ich seither zu Taxifahrern, die mich dann sicher zur Heimatadresse des ghanaischen Kickers von 1860 München chauffieren. Die 20 Meter von dort zu meinen Gastgebern muss ich halt zu Fuß gehen.

4.3 „Sie wird dich töten! Sie macht einen Juju mit dir“

„Vielleicht wird es Sie wundern – doch in Ghana gibt es keinen Rassismus“, schreibt Jojo Cobbinah im bekanntesten Reiseführer zu dem Land. Rassismus vielleicht nicht. Aber ganz grün sind sich die Völkergruppen auch nicht. „Unser Volk wurde immer von Ashanti überfallen. Weil sie zu viele Könige haben. Die durften nicht arbeiten, da haben sie halt ihre Nachbarn bekriegt“, erklärt mir George Komsoon, Journalist aus Cape Coast und Angehöriger der Volksgruppe Fanti. Bei den Ashantis gilt diese Volksgruppe als die Epikureer Ghanas. „Nimm ja keine Fanti zur Frau. Sie wird nur Kuchen wollen und dein Geld verschleudern“, zitiert Mike Annane, Angehöriger der Ashanti die Weisheit seines Volkes.

Harmlose Sticheleien im Vergleich zu dem Misstrauen gegenüber den Ewe, einer Volksgruppe aus dem Osten. Ewe sprechen eine komplett andere Sprache, man versteht sie nicht und traut ihnen jede Schlechtigkeit zu. „Ich wette, deine Mutter würde dir jede Fanti-Ehe verzeihen, bevor du auf die Idee kommst, eine Ewe zu heiraten“, meine ich zu Mike. „Du lernst schnell“, ist seine Antwort. „’Sie wird dich im Schlaf töten! Sie wird dich mit Juju verhexen’ – das ist es, was eine Ashanti-Mutter zu ihrem Sohn sagen würde.“

5. Zeitung in Ghana

5.1 FAZ und Fritten

Wer schon immer das Bedürfnis hatte, das ein oder andere deutsche Presseerzeugnis rektal zu applizieren – in Ghana bekommt er Gelegenheit dazu. Handlich zerschnitten liegt das FAZ-Feuilleton auf öffentlichen Toiletten. Als Teller-Ersatz schimmert der Leitartikel der Süddeutschen durch scharf gewürzte Schnitzel von fettig frittierten Kochbananen am Straßenstand.

Wer wissen will, was Deutschland vergangenen Sommer bewegte, sollte die Altpapierhändler am Kaneshi-Markt besuchen. Hier decken sich die Marktfrauen mit Einwickelpapier ein. Woher die Zeitungen kommen? Ausgewanderte Ghanaer aus ganz Europa würden den Nachschub sichern, erklärt mir Händler Kwabena Achana.

Der Handel ist durchaus lukrativ. 200 Cedis kostet eine Toilettenbenutzung, bezahlt wird dabei das Papier von ein bis zwei Zeitungsseiten. Auf diese Weise ist die alte Secondhand-FAZ schnell teurer, als der druckfrische Daily Graphic. Der ist für 2.000 Cedis zu haben. Und um einiges aktueller.

5.2 Grünes Licht für Pressefreiheit

Was Medien betrifft, hat sich viel getan, seit meine Vorgänger mit einem Kühn-Stipendium anreisen, um über die Pressefreiheit in Ghana zu recherchieren. Was Menschenrechte betrifft, sei die erste demokratische Regierung von John Kufuor nach der vorherigen Militärdiktatur vorbildlich, sagen auch die Kritiker von Kufuors Wirtschaftspolitik.

Eine Seite täglich widmet der Daily Graphic, Ghanas größte Zeitung, dem Bericht eines Opfers aus Zeiten der Militärdiktatur vor der Menschenrechtskommission. Ansonsten weiß die Regierungszeitung leider traurig wenig aus ihrer Marktposition zu machen. Selbst spannende Schlagzeilen entpuppen sich oft als Zitat eines Beamten, der in Vertretung eines Vizeministers ein Grußwort auf einer Veranstaltung verlas.

Vielversprechender sind die vielen kleinen Zeitungen – etwa der Statesman oder der Chronicle. Was beim Kollegengespräch auffällt: Viele berichten von Weiterbildungen und Stipendien in USA oder England. Leider zu spät lerne ich, dass es in Accra mehrere Journalistenschulen gibt. Hier könnte es sich für künftige Stipendiaten lohnen, ein wenig Werbung für die Heinz-Kühn-Stiftung zu machen.

Als Medienzentrum besitzt Accra jetzt das International Press Centre. Herausragendes Ereignis während meines Aufenthaltes ist die Wahl der neuen Vorsitzenden der Journalistenvereinigung von Ghana. Für einige Medienvertreter soll die Wahl zum Fiasko werden. Einer der Kandidaten wird schmachvoll disqualifiziert, als bekannt wird, dass er trotz Anstellung als Chefredakteur seit Jahren seine Beiträge nicht zahlte. Ein anderer zahlte sie erst kurz vor der Nominierung.

In den Medien wird das Ereignis breit dargestellt. „Ghanas Journalisten haben viel zur Rückkehr der Demokratie beigetragen, deswegen ist die Öffentlichkeit an allen Vorgängen innerhalb der Medien sehr interessiert“, meint ein Teil meiner Kollegen. „Unnötige Nabelschau“, urteilt ein anderer.

5.3 Mein Blatt: die Public Agenda

Für mein Praktikum habe ich mir ein kleines Wochenblatt ausgesucht: Die „Public Agenda“. Am Anfang ist es schwer für die Redaktion, den neuen Mitarbeiter einzuschätzen. Viele Redaktions-Praktikanten aus Übersee sind britische Highschool-Abgänger ohne Vorbildung.

Mit wechselnder Besetzung teilen wir uns die acht Computer und ein Telefon. Wertvollstes Instrument ist immer noch der Kopf. Wer berichten will, braucht Connections. Es gibt keine Nachschlagewerke, Adressenver-

zeichnungen, Organigramme. Für viele Themen brauche ich erst mal die Hilfe der Kollegen, um richtige Ansprechpartner zu identifizieren.

Viele schauen nur sporadisch in die Redaktion, statt Konferenzen laufen Themenabsprachen informeller ab. Von Sonderseiten über den WTO-Gipfel in Cancun bis zur ausführlichen Berichterstattung über Goldbergbau – wer will, kann hier viel machen. Man muss sich allerdings aufdrängen.

5.4 Gold in den Medien

Gold ist täglich in den Medien, zumindest während meines Aufenthaltes. Mit ganzseitigen Anzeigen liefern sich zwei ausländische Konzerne eine Werbeschlacht. Denn Ashanti Goldfields Company (AGC), Ghanas ältester und erfolgreichster Konzern, ist auf Brautschau. In 1.500 Meter Tiefe lassen Probebohrungen immense Goldreserven vermuten. Doch um die zu heben, braucht AGC das technische Knowhow aus Südafrika – und möchte fusionieren.

Liebling der Presse ist Samuel Jonah, AGCs Chief Executiv: Jonah ist – seit 1986 – der erste schwarze Leiter eines Bergbaukonzerns in Afrika und Ehrendoktor der University of Cape Coast. Noch während meines Aufenthaltes erhält der Manager für seine Wirtschaftsverdienste den Ritterschlag durch Queen Elizabeth in London. Die Position von Jonah ist stark. So stark, dass der Graphic bereitwillig seinen Aufruf druckt, die Presse solle über Menschenrechtsverletzungen durch Minenpersonal nicht schreiben. Denn dies gefährde Ghanas Ansehen, die Fusion der Goldkonzerne und damit auch die nationale Wirtschaft.

Nur einmal begeht Jonah einen PR-Fehler. Nach einem Vortrag im Rotary Club von Accra zitiert ihn ein zufällig anwesender Journalist mit dem Ausspruch, er fände Arbeitsplätze und Wohlstand wichtiger als Schmetterlinge. Die Bemerkung zielt auf den Okyhene, Paramount-König und damit höchste traditionelle Instanz im Gebiet seiner Volksgruppe. Bislang hatte der Okyhene jeden Goldbergbau in seinem Königreich abgelehnt. Die lokale Bevölkerung habe nichts davon und das Erz liege in einem Waldschutzgebiet, das wegen seiner hohen Biodiversität geschützt sei. Hat Jonah den Okyhene beleidigt? Das Thema hält sich einige Tage.

Die Landwirte rund um die Goldminen haben es schwerer, in die Zeitung zu kommen. Schuld daran ist auch die Distanz: In Ghana ist es üblich, dass Journalisten nach einer Pressekonferenz vom Veranstalter für ihre Zeit und die Anfahrt bezahlt werden. Für Interviews mit Kleinbauern, die 300 Kilometer entfernt leben, fehlen da Zeit und Ressourcen.

Vor allem Bildmaterial ist Mangelware. Zurück in Deutschland erhalte ich mehrmals eine Mail oder einen Anruf von Journalisten. Sie hätten von meiner Recherche gehört. Ob ich ihnen Bilder schicken könnte.

6. Ghanas Goldschmuck

6.1 Feiner als Frauenhaar, dünner als Seidenpapier

Über die Kunstfertigkeit ghanaischer Goldschmiede erzählt man sich wahre Wunder. Feiner gesponnen als Frauenhaar: Aus Bienenwachs formen die Künstler filigrane Schmuckstücke, die Form wird mit Lehm ummantelt, im Feuer ausgebrannt und mit flüssigem Gold ausgefüllt. Dünner geschlagen als Seidenpapier: Mit feiner Goldfolie veredeln sie Schnitzereien auf den Sonnenschirmen der Adligen, den Repräsentationsstäben der königlichen Linguisten oder den Griffen von Zeremonialschwertern.

Bei meiner Recherche hoffe ich, in Ghanas alter Königsstadt Kumasi fündig zu werden. Denn traditionell ist Goldschmuck eines der wichtigen Statussymbole ghanaischer Monarchen. Aus vielen Quellen höre ich von sagenhaftem Reichtum. Bilder zeigen den Ashantihene, oberster König der Ashanti, beladen mit so viel goldenen Armreifen, dass er die Hände auf die Köpfe zweier Knaben stützen muss. Ein Wandkalender zeigt den Monarchen in vollem Ornat, wie er die Queen in London besucht. Später erklärt mir ein Goldschmied einen Teil der goldenen Ornamentik. „Ich greife dich nicht an, wenn du auch den Frieden wahrst“, sei die Bedeutung der goldenen Symbole im Kopfputz des Ashantihenes. Selbstbewusster kann man die Queen nicht besuchen.

Fakt oder Fiktion? Professor Ayensu, Kosmopolit, international angesehener Mediziner und Verfasser eines Buches über Ashanti Gold, erzählt mir, dass die Ashanti ihren toten König mit Goldstaub bepudern. Später würden die Körpergelenke durch Golddraht ersetzt, damit die Gebeine in ihrer natürlichen Position bleiben. Gleichzeitig erzählt mir der renommierte Arzt von einem us-amerikanischen Kollegen, der „das nutzloseste Buch der Welt“ über Heilkräuter Afrikas schrieb. Nicht eine Information sei zutreffend, denn während seiner Recherche sei der Fremde in Ghana von allen Spezialisten nur angelogen worden. „Warum soll ich ihm alles verraten, wenn er dann damit reich wird“, hätten die Quellen Ayensu gegenüber gestanden. In Ordnung! Botschaft verstanden!

6.2 Der Goldschmied des Königs

Der Goldschmied des Königs – das sind eigentlich zwei Personen. Der eine trägt den Titel des Burasemene – was heißt, das er selbst den Rang eines Königs besitzt. Das Amt des Schmiedes vererbt sich mit seinem Stuhl. Als der Ashantihene nach England reist, soll er ihm ein Goldkreuz für den Bischof von Canterbury geschmiedet haben.

Tatsächlich stehen ein großer Lehmofen für Gussformen und ein kleiner zum Metallschmelzen im Hof des Palastes. Für eine Werkstadt aber sieht es sehr sauber aus. Der Burasemene arbeitet wohl nicht allzu oft. Zurzeit ist er auf Reisen.

Nach vielen Telefonatsversuchen und einer geglückten Verbindung treffe ich ihn später auf einem Parkplatz in Accra. Wie viele Monarchen unterhält der Burasemene einen Zweitpalast in der Hauptstadt. Wir schmieden zusammen, vor allem große Pläne. Um das Ende vorweg zu nehmen: Viel ist nicht daraus geworden. Ich glaube, dass alles möglich gewesen wäre, wenn ich entsprechend Zeit und Energie investiert hätte. Drei Monate sind eine lange Zeit. Doch manchmal nicht lang genug.

Geschäftiger geht es im Haus der Goldschmiede-Familie Agiare zu. Die rußige Bretterbude liegt dem Palast des Burasemenes gegenüber. Dem Hörensagen nach hassen sie sich von Herzen.

Zumindest über Aufträge scheint sich Familie Agiare nicht beklagen zu können. Die Öfen rauchen, die Öllampen qualmen, über offener Flamme lötet einer der Brüder mit dem Mundrohr.

Auch in der Fachwelt hat die Familie Agiare einen Ruf. Den talentiertesten der Brüder hatte die Pforzheimer Designprofessorin Johanna Dahm als Dozent für einen Sommer-Workshop eingeladen. Seither ist der Ausnahme-Goldschmied in England abgetaucht. Und seither kennt Familie Agiare ihren Wert.

Zusammen feilschen wir einen Vormittag. Sie würden mir gerne etwas erzählen, auch eine Demonstration geben. Ich bin gerne bereit, den Verdienstausschlag zu übernehmen. Doch unsere Vorstellungen unterscheiden sich um Zehnerpotenzen. Ob ich denn wüsste, was ihnen ein US-Filmteam gezahlt hätte? Ich überschlage die Kosten, die entstehen könnten, wenn alle Quellen, die mir seit Tagen in Kumasi helfen, von diesem Deal Wind bekommen – und sehe selbst das großzügige Budget der Kühn-Stiftung gesprengt.

Was darf man mit dem ökonomischen Hintergrund eines Europäers umsonst in einem gebeutelten Kontinent verlangen? Welche Sonderregelungen kann man als Journalist beanspruchen? Die Recherche bei den königlichen Goldschmieden verläuft im Sande. Das Dilemma bleibt.

6.3 Design als Geheimsprache – Ghanas Adinkras

Trotzdem bleibt die Zeit in Kumasi spannend. Zum Wohnen hat mich Professor Kwabena Sarpong eingeladen. Sarpong lehrt Goldschmieden und Design an der Universität von Kumasi. Er selbst hat in Zürich und Japan studiert.

Tagsüber ist Sarpong am Improvisieren. Vom Strom, der irgendwann einmal sein neues Haus erleuchten soll, bis zur Jagd nach einem flüchtigen Schuldner, für den er bei der Polizei bürgte. Abends sitzen wir auf den Mauerresten eines Anbaus, für den schon dem Vorbesitzer das Geld ausging. Sarpong plant, dazwischen eine Baumschule anzulegen. Was nur eines von sehr vielen Projekten ist.

In langen Gesprächen weicht mich Sarpong in seine Sicht über afrikanisches Design ein. Dass Muster und Darstellungen lebhaft seien, weil sie absichtlich Unregelmäßigkeiten enthielten. Dass Ghanas Künstler davon abkommen müssten, die maschinenartige Gleichförmigkeit europäischer Goldschmiede zu kopieren. Dass Nigerias Künstler in diesem Prozess schon weiter seien.

Es sind Gespräche, die vom Hundertstel ins Tausendstel kommen. Sie gleiten ab in die Frage, warum afrikanischer Honig gekocht wird, wie man in Ghana reich werden könnte, ob ich einen Verleger für seine Gedichte kenne und über die Macht des Juju, von der Sarpong selbst erlebte, wie sie mehreren Menschen das Leben nahm. Sarpong grübelt über seine Vorfahren und Europas Einfall in Afrika: „Ich frage mich, warum sie Juju nicht bei euch Weißen angewendet haben. Aber vielleicht wirkt es bei euch nicht“, sinniert der Designer.

Und Sarpong führt mich – ein kleines bisschen – in die Bedeutung der Adinkras ein. Adinkras, das sind symbolische Ornamente. Und wer einmal einen Blick dafür bekommt, sieht die Zeichen plötzlich überall: auf Plastikstühlen, Fertigbausteinen für Gartenmauern, Aschenbechern und – natürlich – Schmuckstücken.

An den Symbolen gibt es einen reichen Fundus. Traditionell werden sie vor allem auf Kleidung gedruckt. Stoffe mit dem Adinkra der Himmelsleiter werden zum Beispiel meist auf Beerdigungen getragen. „Gye Nyame“ ist das häufigste. „Nichts als Gott“ oder „ich fürchte nichts als Gott“ bedeutet das bisymmetrische Design.

Aussage hat auch die Art, wie das traditionelle Tuch um den Körper geschlungen wird. Stolz und Bescheidenheit, Macht, Unterwerfung oder Drohung lassen sich so ausdrücken und meist mit wenigen Griffen in eine neue Aussage arrangieren.

Sarpong ist stolz auf die Adinkras. „Wir waren dabei, eine Schrift zu entwickeln“, ist er sich sicher.

6.4 Ich war ein Wasserhahn – die Messinggießer von Kumasi

Versierte Schmiede, die auch Adinkras produzieren, treffe ich auf einem Eckchen Wiese auf der Straßenseite gegenüber Sarpongs Haus. Es sind zwei Brüder. Statt Gold arbeiten sie kostengünstig mit Messing.

Ihre Technik entstammt der berühmten Tradition der Ashantis. Mit Anleihen: Als Blasebalg verwenden sie die ausgebaute Klimaanlage eines Autos. Schmelztiegel für das Messing sind die Motortöpfe ausgeschlachte Kühlschränke. Vom Schrottplatz kommt das Metall für ihre Kunst: alte Wasserhähne, Zahnräder, Manometer, Türklinken...

Zusammen verbringen wir mehrere Nachmittage, heizen das Lehmcarree voller Formen auf, betrachten die grüne Flamme, gefärbt durch das Zink aus der Messinglegierung. Flüssig zischt das Metall in Formen aus Lehm. Wir schwitzen in der Tropenhitze.

Als ich weiterreise, habe ich ein Säckchen Messingschmuck dabei. Mein Messingschmied hat genug verdient, um seinen zwei Kindern die nächste Rate Schulgeld zu zahlen. Außerdem hat er sich im Internet-Café eine Email-Adresse eingerichtet. Er möchte mit mir Kontakt halten. Vielleicht tun sich in Europa ja neue Absatzmärkte auf.

7. Die Könige und ich

7.1 Mein König von Accra

Gestehen wir es lieber gleich zu Anfang: Nana Boakye-Yedom I. ist eher ein kleiner König. Tatsächlich beschränkt sich sein Reich auf einen Stadtteil der Hauptstadt. Hinzu kommen einige verstreute Ländereien.

Wir lernen uns kennen zwischen Autowracks und ölverschmierten Mechanikern: das gemeinsame Schicksal einer Wagenpanne hat uns auf einem Werkstattgelände vor Cape Coast zusammenführt. Zufall, dass wir mehr als die üblichen Begrüßungsfloskeln wechseln. Zufall, dass wir entdecken, fast gleichzeitig einmal im ostwestfälischen Minden gearbeitet zu haben. Und Zufall auch, dass ich unter den weiten Ärmeln ein Armband um sein Handgelenk entdecke: Das Statussymbol seiner Königswürde.

Ausgerechnet Minden: Die Kleinstadt, in der ich volantierte. Nana hat dort drei Monate gearbeitet, als Hilfsbäcker in einer Brotfabrik. Eigentlich

war er nach Deutschland gekommen, um Untertanen in der Diaspora zu besuchen. Doch dann ging ihm das Geld aus - und zu Hause wurde erwartet, dass er Geschenke mitbringt. Also stellte sich der König in Minden ins Labor, mischte Mehl mit Muskatnuss und Backtriebmittel, verbrachte den Sonntag allein am McDonalds-Tischchen vor dem Marktplatz, blickte auf die Turmspitze des einzig romanischen Doms Norddeutschlands und fühlte sich einsam.

Eine Erfahrung, die mir nicht unbekannt war. Ob König aus Afrika oder Volontär aus Süddeutschland – dem Ostwestfalen in Minden ist das egal. „Minden ist kaputt-Stadt. People are scheiße there“ – ich würde es nicht ganz so drastisch formulieren, wie Nana. Aber die gemeinsame Erfahrung teilen, wie einsam man in einer Kleinstadt sein kann – das schweiß zusammen. In den nächsten drei Monaten wird Nana eine feste Größe in meinem Leben.

Mit der Zeit ritualisieren sich unsere Begegnungen. Wann immer ich in Accra bin, speise ich meine Ankunft in alle Kanäle der Kommunikation. Selbstverständlich hat Nana ein Handy und ebenso selbstverständlich hat er keine Einheiten drauf. Zudem harmoniert sein Ghana Telecom-Gerät nicht mit meiner Ghana-Spacefon-Karte: Die afrikanisch-kostengünstige Standardkommunikation über SMS bleibt uns verwehrt, Telefonate sind nur manchmal möglich. Alternativ bleibt das Communication Center, die afrikanische Variante der Telefonzelle. Nana verbringt viel Zeit in solchen Einrichtungen, ich telefoniere ihm, seinem Neffen oder seinem Assistenten hinterher. Er hinterlässt Zettel an meiner Hotelrezeption, wir verpassen uns ein paar Tage, aber irgendwann sitzen wir doch beim Bier zusammen.

Selbstverständlich, dass ich bei solchen Gelegenheiten bezahle: Einen König bittet man nicht, die Rechnung zu begleichen. Nana genießt es, sich mit kleinen Beweisen seiner Macht zu revanchieren. Als ich weit nach Ladenschluss erwähne, wie sehr ich zum Bier ein Stück Schokolade genießen würde, winkt er heimlich einen Jungen heran und fünf Minuten später liegt die Tafel auf dem Tisch. Wie in aller Welt er das geschafft habe, leite ich brav einen Wortwechsel ein, der auch Ritualcharakter hat. „Rate“, meint Nana. „Vielleicht, weil du König bist?“, frage ich, als käme ich jetzt erst auf den Gedanken. „That’s right, man!“, trompetet Nana. Wir schlagen die Hände ineinander, umgreifen die Finger, dann den Daumen und zurück. Wir trennen die Finger, indem wir den Mittelfinger gegen den Daumen des Freundes schnalzen. Dann lachen wir albern und freuen uns. Nana, weil er es mir wieder mal gezeigt hat. Ich, weil ich mein Leben lang stolz sein werde, auf diese Nachmittage mit Nana.

Manchmal erscheinen seine Stories zu fantastisch: Dass er müde sei, denn gestern sei er im Sessel eingeknickt, statt im Bett zu schlafen. Seine Frau habe

ihn sitzen lassen, anstatt ihm mehr Komfort zu geben, denn der Schlaf eines Königs sei heilig, so dass sie ihn nicht wecken dürfe. Auch sein Auftreten ist gewöhnungsbedürftig. Bei unserem ersten Treffen trägt er traditionelle Batik-Kleidung, beim zweiten Netzhemd und Shorts. Im Zivilberuf sei er Geodät und habe in den Niederlanden studiert. Von dort zeigt er mir Bilder, wie er im Nebenjob im Radio moderiert. Tatsächlich kann ich mir Nana am ehesten als Viva-Moderator vorstellen: Cool, schlagfertig und ansteckend fröhlich.

Wann immer meine Fragen in die Tiefe gehen, scheint es Zeit, sich wieder zu trennen. Denn Nana hat nie viel Zeit, er muss sein Land entwickeln, sucht Investoren für seine Diamantvorkommen, hat Pflichten seinen Untertanen gegenüber oder muss in die Burg: Ghanas Regierungssitz, in dem auch die Monarchen mit einem Gremium vertreten sind.

Erst später setzen sich viele Puzzle-Teile zusammen und bestätigen Nanas Geschichten. Einmal treffe ich ihn nach einem offiziellen Termin: Den Körper gehüllt in Kente-Stoff, einem unerhört teuren Textil aus schmalen, handgewobenen Streifen. Die Finger zieren Ringe mit Aufsätzen, so groß wie Golfbälle. Gut, sie sind nicht aus massivem Gold. Ein silbriges Metall scheint unter den abgewetzten Stellen hervor.

Das wahrhaft Königliche an Nana ist ganz bestimmt sein Selbstverständnis. Einmal bleiben wir auf der Landstraße liegen. Als kurz darauf sein Wagen wie durch ein Wunder wieder anspringt, stellt er eine Frage, die ich diesmal nicht so leicht beantworten kann. „Weißt du, warum das Auto wieder angesprungen ist?“ – „Keine Ahnung“ – „Because otherwise Nana would have been stuck in the middle of nowhere.“

7.2 Doppelt verwaltet – der Staat und das Königssystem

Viele weitere Könige werden mir auf den späteren Recherchen begegnen. Tatsächlich ist Ghana das Land der Könige. In jedem Dorf gibt es einen König. Diese unterstehen einem Distrikt-König. Darüber steht noch der Paramount-König, die höchste traditionelle Instanz einer Bevölkerungsgruppe. Nur die Ashantis kennen eine weitere Hierarchiestufe, in dem sie über die Paramount-Könige den Ashantihene stellen: einen einzigen König, der über allen anderen steht.

„Nana“, so lautet der Titel jedes Königs. Den zu erlangen ist ein komplizierter Vorgang: Die meisten Bevölkerungsgruppen Ghanas regeln die Erbfolge matrilinear. Das heißt, nicht der Sohn eines Königs hat Anrecht auf den Thron, sondern der Sohn seiner Schwester. Die Entscheidung trifft der Onkel des Königs zusammen mit der Queenmother. Auch dieser Begriff ist

für Europäer irreführend: Queenmother ist nicht die Königinmutter, sondern eine Frau, die sich vorrangig um die Interessen der weiblichen Bevölkerung kümmert. Dies kann zum Beispiel die Schwester des Königs sein.

Hinzu kommen die Familien der Königsmacher, die der Wahl eines Königs zustimmen müssen. Auch für Ghanaer scheint dieses System komplex zu sein: Einmal pro Woche hat jede Zeitung einen Bericht aus einer Region, wo sich zwei Königsneffen um die Erbfolge streiten. Im Ernstfall liefern sich Anhänger verfehdeter Königskonkurrenten auch Straßenschlachten.

Ghanas Recht, so Ghanas bekanntester Reiseführer von Jojo Cobbinah, sei eine Mischung aus traditionellem und angelsächsischem Recht. Tatsächlich scheint sich das Land in nahezu jedem Bereich eine doppelte Verwaltung zu leisten, bei der staatliche Instanzen und Monarchen parallel, mit und gegeneinander ähnliche Aufgaben wahrnehmen.

Könige haben das Recht, Land zu verpachten und Steuern einzutreiben. Von jährlich zwei Flaschen Schnaps bis zu einem Drittel der Ernte reichen Steuersätze und Pacht, die mir in den Dörfern genannt werden. Im Dorf Atwereboana erlebe ich, wie König Nana Kojo Bogya II. die Dorfbevölkerung zur wöchentlichen Gemeinschaftsarbeit aufruft. In New Atuabo zeigt Joseph Duncan mir ein Video, wie ihm durch den District König der Prozess gemacht wurde. Wegen angeblicher Königsbeleidigung war Duncan von der offiziellen Polizei verhaftet worden, der staatliche Richter übergab den Fall dem traditionellen Gericht.

Als Kläger und Richter hieß ihn der Monarch, ein Schaf als Opfer anzubieten. Vier Stunden stand Duncan in der Sonne, das Tier über den Schultern. Derweil kniete seine Familie zu Füßen des Königs und flehte, das Schaf als Entschuldigung anzunehmen.

Der Hintergrund des Konflikts: Als Verhandlungsführer seines Dorfes stritt Duncan über die Höhe der Entschädigung, als die Bevölkerung durch Bergbaugesellschaften umgesiedelt werden sollten. Ein Engagement, so sein Verdacht, dass seinem König ein Dorn im Auge war. Denn auch an dem Geld, das Bergbaufirmen für Abbaurechte bezahlen, sind District- und Paramount-Könige beteiligt.

7.3 Höfisches Protokoll – vom richtigen Umgang mit Königen

„Was ist dein Begehrt?“ – Bei meiner Recherche rund um die Goldminen Tarkwas bekomme ich die Frage in jedem Dorf gestellt. Das erste Mal falle ich aus allen Wolken. Mir gegenüber sitzt Nana Molobah, Dorfkönig von Abekoase. Wir sitzen auf Holzbänken. Zwischen uns ein Eimer voll frisch

gezapftem Palmwein. Hinter uns ein Gewirr von schwarzen Kesseln, Rohren und Schläuchen. Hier brennt der König seinen Schnaps.

Und mein Begehrt? Den hatten wir doch am Vortag besprochen. Wir waren uns in Tarkwa begegnet, hatten uns bekannt gemacht und meine Reportage haarklein besprochen. Molobah versteht meinen fragenden Blick: „Die Tradition verlangt, dass es du es mir noch einmal sagst. Selbst, wenn ich es schon weiß.“

Im Lauf der Zeit lerne ich das Ritual zu schätzen. Die kurze Zusammenfassung, warum man sich eigentlich trifft, hilft uns, das Gespräch zu strukturieren. Und ich merke, dass das Gespräch mit Molobah noch für lange Zeit die informellste Begegnung bleiben sollte.

„Ein weißer Mann ist in unser Dorf gekommen. Wir treffen uns auf dem Versammlungsplatz!“ – So übersetzt man mir den Ruf des Gong-Gong-Beaters, mit dem König Nana Kojo Bogyia II. meine Ankunft im Dorf Atwereboana bekannt gibt. Gut zehn Minuten läuft der Ausrufer durch das Dorf, schlägt auf eine Metallglocke und wiederholt die Botschaft.

Der Platz ist groß, so groß wie ein Tenniscourt. Der König sitzt an der Längsseite, an seiner Seite die Ältesten. Davor steht sein Linguist, der das Gespräch führt und meine Antworten in Twi, die Landessprache, übersetzt. Erst später erhalte ich die Erlaubnis, mich direkt an den König zu wenden. Auf Englisch, denn Kojo Bogyia spricht diese Sprache fließend. Warum er in der Versammlung schweigt? Warum sein Linguist das Gespräch führt? Und warum der alles, was ich sage, in Kojo Bogyias Muttersprache übersetzt? So will es das Protokoll.

7.4 Eine Nacht im Palast

Zwei Monate nach meiner ersten Begegnung mit Nana Molobah, Schnapsbrenner und Dorfkönig von Abekoase, soll ich noch einmal Gast in seinem Palast werden. Zu diesem Zeitpunkt bin ich nicht allein: Begleitet werde ich von dem Berliner Fotografen Dejan Patric. Gemeinsam verfolgen wir ein Ausstellungsprojekt über die Opfer des Bergbaus, das uns zwei Wochen lang verschiedene Stationen meiner Recherche noch einmal aufsuchen lässt.

Von meiner Bitte, uns Quartier für die Nacht zu geben, ist Molobah anfangs begeistert. Doch als der Tag näher rückt, häufen sich die Ausflüchte. Ob wir es wirklich wollten? Ob wir damit zu Recht kämen, nur Fufu zu essen? Ob weiße Männer es durchhalten, zu zweit auf einem Sack voll Stroh zu schlafen? Die windigste Ausrede präsentiert Molobah am Morgen un-

serer Anreize: Sein Sohn sei in ein Sanatorium eingewiesen worden. Und leider habe er den Schlüssel zum Schlafraum im Palast mitgenommen.

Auch mir kommen Zweifel an der Idee. „Palast“ ist ein dehnbare Wort in Ghana. An sich ist es wenig mehr, als der offizielle Wohnsitz des Königs. Im Fall von Molobah ist es eine Lehmhütte wie die seiner Nachbarn. Einziges Statussymbol ist die qualvolle Enge, die sechs Ungetüme von Postermöbeln verursachen – in Ghana ein Zeichen für jemand, der es geschafft hat.

Vielleicht, so meine Vermutung, beschäme ich Molobah, weil ich ihn zwingen, seine Armut offensichtlich zu machen? Gemeinsame Freunde überzeugen den König schließlich, dass der Besuch für meine Reise wichtig sei.

Kurz vor der Abfahrt verschwindet Molobah noch einmal auf den Markt. Als wir ins Sammeltaxi steigen, trägt er Päckchen unter dem Arm. Später, als wir im Versammlungsraum plauschen, ist lauter Tumult vor dem Palast. Es sind Molobahs Untertanen, die sich mit Hämmern und Macheten bemühen, die Tür zum Schlafraum aufzubrechen. Das Päckchen in Molobahs Hand war ein neues Türschloss. Denn tatsächlich war Molobahs Sohn kurz vorher in ein Sanatorium eingewiesen worden – und hatte den Schlüssel zum Schlafraum des Palastes mitgenommen.

8. Gold – Hoffnungsträger für Ghanas Wirtschaft?

8.1 Ghana im Goldrausch

Für Ghanas Könige ist Gold ein Statussymbol. Für Ghanas Wirtschaft ist es ein Hoffnungsträger. Nach Südafrika ist das kleine Land der größte Goldproduzent des Kontinents. Weltweit rangiert Ghana auf Platz zehn der Förderländer.

In den 90er Jahren liberalisiert Ghanas Regierung die Bergbaurechte und privatisiert staatliche Firmen. In der Folge vervierfacht sich der Goldbergbau. Heute stellt Gold ein Drittel aller Exportgüter. Für 2002 weist Ghanas Minerals Commission in ihrem Statistical Overview einen Goldexport im Wert von 689 Millionen Dollar aus. Im Folgejahr zur Zeit meiner Recherche dürfte die Zahl noch höher liegen.

Der neue Goldrausch wird von der Börse getrieben. Fast 20 Jahre kennt der Goldpreis nur die Abwärtsbewegung. Noch 2001 gilt die Investition in das Edelmetall als unattraktiv. Doch im Kielwasser von Börsenschocs und Terrorhysterie wird das Edelmetall als traditioneller Wert wieder modern. Zur Zeit meiner Bewerbung feiern Wirtschaftsberichte den Goldpreis von 320 Dollar pro Feinunze als Aufsehen erregend. Kurz nach meiner Rückkehr

wird Gold mit 428 Dollar pro Unze notiert. Generell gilt eine Mine ab einem Goldpreis von 300 Dollar pro Unze als profitabel. In Obuasi, dem größten und ältesten Bergwerk Ghanas, liegen die Produktionskosten bei 190 Dollar pro Unze.

8.2 Reserve im Regenwald

Angesichts solcher Preise sind Ghana auch seine Waldschutzgebiete nicht heilig. „Wir haben die Umweltbehörde beauftragt, spezielle Richtlinien für den Goldbergbau in Waldschutzgebieten zu entwickeln“, erklärt Ghanas Bergbauministerin Cecilia Bannerman kurz nach meiner Ankunft auf einer Pressekonferenz.

In einer abenteuerlichen Argumentationskette begründen Industrie und Behörden die neuen Pläne mit Umweltschutz. Viele der Wälder seien zerwühlt, weil Glücksritter den Boden aufrissen, um selbst nach dem Edelmetall zu graben, erklärt mir Ahmed Nantogmah von der PR Abteilung der Ghana Chamber of Mines. Da es unmöglich sei, die Schutzgebiete sicher abzuschirmen, sei es besser, den Tropenwald im industriellen Bergbau abzugraben, um später ordnungsgemäß zu renaturieren.

Wie ordnungsgemäße Renaturierung aussieht, soll ich im Laufe der Zeit noch in Obuasi erleben. Zudem zeigt sich, dass die Pläne umso mehr Beifall finden, je weiter die Beteiligten vom Ort des Geschehens entfernt sind.

„Auf unserem Land werden wir keinen Goldbergbau zulassen!“, erklärt mir Nana Kojo Bogyah II, König des Dorfes Atwereboana am Rande des Bonsa-Waldschutzgebietes. Als größter Kakao-Produzent des Distrikts sei das Land vergleichsweise wohlhabend. „Dank dem Kakao können alle unsere Kinder zur Schule gehen. Wenn eines krank wird, können wir uns einen Arzt leisten. Es gibt sogar spezielle Stipendien für Kinder von Kakao-Bauern“ begründet Bogyah II.

„Wenn die Bagger den Boden aufreißen, werden wir kein Trinkwasser haben. Der Bergbau wird unser Wasser verseuchen, denn alle Quellen entspringen im Wald. Wir werden kein Wild mehr haben, das wir jagen dürfen, denn die Kinderstube des Wildes ist der Wald. Die Explosionen werden unsere Häuser zum Einstürzen bringen. Unsere Kinder werden krank sein, denn für die Minen stauen sie das Wasser auf. Dann haben sie Malaria und wir haben kein Geld mehr, um Medikamente zu bezahlen“, berichtet der König. „Wir haben das alles in anderen Dörfern gesehen. In Damang hatten alle Kakaobäume. Dann wurden sie umgesiedelt, keines ihrer Kinder geht jetzt noch in die Schule. Gold bringt niemals Wohlstand. Der Tagebau wird unsere Lebensgrundlage vernichten. Keine Summe der Welt kann diese Zerstörung aufwiegen.“

Als kurz vor meiner Ankunft ein Explorationsteam den Wald untersuchen wollte, haben es die Dorfbewohner davon gejagt. Ob sie sich langfristig durchsetzen, ist ohne Unterstützung fraglich. Denn ohne Frage ist Nana Kojo Bogyah II. eine beeindruckende und respekteinflößende Persönlichkeit. Doch als Dorfkönig endet die Macht des Monarchen eben an der Dorfgrenze.

9. Rund um die Goldgruben von Tarkwa

9.1 Ghana Goldfields

Ein Kärtchen für meine Visitenkarten-Sammlung und 20 Minuten Schweigen mit Mittagessen – so lautet meine Bilanz nach einem offiziellen Besuch bei Ghana Goldfields Ltd, der Nummer zwei unter den Bergbaukonzernen des Landes.

Im groben verteilt sich die Goldproduktion des Landes auf zwei große Firmen und Standorte. Die Nummer Eins, der ehemalige Staatsbetrieb Ashanti Goldfields (AGC), betreibt Ghanas älteste Mine: ein Untertagebau in Obuasi. Goldfields Ghana Ltd, ist die Tochter eines Konzerns in Südafrika und gilt als ernsthafter Herausforderer AGCs. Die Minen der südafrikanischen Konzerntochter konzentrieren sich auf die Region um die Bergarbeiterstadt Tarkwa. Anders als AGC baut Goldfields das Golderz im Tagebau ab. Ein kleiner Konkurrent am gleichen Standort ist Ghana Australian Goldfields.

Für beide Standorte habe ich einen Besuchstermin. So denke ich zumindest. Mein Türöffner ist eine Einladung durch John Brinpong, National Chairman der Bergarbeiter Gewerkschaft. Möglich gemacht hatten das die exzellenten Kontakte von Edward Briku Boadu, Programmkoordinator der Friedrich-Ebert-Stiftung in Ghana.

Vielleicht ein ungewohnter Ansatz, sich einem Unternehmensmanagement über die Gewerkschaft zu nähern. Doch im Vorfeld hatten sich Ghanas Bergarbeiter aus einer Position der Stärke präsentiert. Als einziger Gewerkschaft gelang es den Bergarbeitern, Löhne und Gehälter inflationssicher an den Dollarkurs zu koppeln. Ein Mindestlohn von 190 Dollar im Monat macht den Beruf zur begehrten Tätigkeit. Ähnlich selbstbewusst wird mein Eintreffen der Minenleitung mitgeteilt: „Herr Klebs bekundete sein Interesse an der Goldindustrie Ghanas. Für einen Besuch wurde Ihre Firma ausgewählt“, steht in dem Schreiben.

Vor Ort sieht es ein wenig anders aus. „Ich bin hier nicht sonderlich beliebt“, gesteht mir Ralph Agbalenyo, Gewerkschaftsfunktionär von Tarkwa,

der mich auf meinem Besuchstermin begleitet. Für sein Diplom von der University of Cape Coast ist Agbalenyo der ketzerischen These nachgegangen, wie weit lokale Kleinbauern vom Goldreichtum ihres Bodens profitieren. Eine Studie, die allerdings auch Gewerkschaftskollegen dazu bringt, ihn misstrauisch zu beäugen.

Tatsächlich ist es aber nur ein Satz, der meinen Rauschmiss aus dem Gelände bedingt: Die Bemerkung, dass ich als Journalist arbeite. Er müsse erst den Human Resources Officer hinzuziehen, entschuldigt sich PR-Manager Stephen Yaw Yirenkyi. Der möchte gern den Standort-Manager dabei haben. Doch der sei gerade in Urlaub gefahren. Nein, nächste Woche sei er noch nicht zurück. Nein, auch in zwei Monaten könne es schwierig werden. Und überhaupt: Aus Schweden sei schon einmal ein Journalist da gewesen, mit dem sie nur schlechte Erfahrungen gemacht hätten. Eigentlich wollen sie gar niemand auf dem Gelände haben.

Ich soll meine Fragen doch schriftlich einreichen. Am besten in der Hauptstadt.

9.2 WACAM – Grasswurzeln des Widerstandes

Vielleicht war Yaw Yirenkyi auch mein Besuch in einem winzigen Büro am Busbahnhof von Tarkwa zugetragen worden. Denn hier residiert die Grasswurzelbewegung WACAM, die Wassa Association of Communities Affected by Mining, wobei „Wassa“ die geographische Bezeichnung des Districts ist.

Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, denn Nachrichten reisen schnell in dem kleinen Bergbaustädtchen. Schon vor meiner Ankunft machten zwei deutsche Studenten von sich reden. Im Rahmen des ASA-Programms der deutschen Entwicklungsorganisation InWent interviewten Fabian Kutenkeuler und Benedikta Rabins umgesiedelte Kleinbauern, um die sozioökonomischen Folgen des Goldbergbaus zu erforschen. Ich war kaum im Bahnhof angekommen, da wurde den beiden Weißen meine Ankunft mitgeteilt: „Euer Bruder ist da“, rief ein unbekannter Passant den Studierenden zu.

Die direkte Kommunikation von WACAM und Bergbaugesellschaft wird – meist von letzteren – jedoch auf ein Minimum beschränkt. Dabei gäbe es reichlich Gelegenheit. Jeden Sonntag nämlich. Dann singen Yaw Yirenkyi, PR-Manager von Ghana Goldfields, und Daniel Owusu-Koranteng, geschäftsführender Direktor von WACAMs zusammen in der gleichen Gemeinde. Die Orgel spielt Owusu-Korantengs Schwiegervater.

„Wenn wir gewusst hätten, was auf uns zu kommt, hätten wir es gar nicht erst angefangen“, meint Owusu-Koranteng. Zusammen mit Landwirten

und Dorfkönig hat der Gewerkschafter die Organisation 1998 gegründet. Der Direktor arbeitet ehrenamtlich. Daneben besitzt WACAM drei feste Mitarbeiter und rund ein Dutzend Freiwilliger, die als Ansprechpartner in den Dörfern fungieren. Als Lohn erhalten sie einen Jahreskalender. Ein Statussymbol, ja. Aber nichts, was satt macht.

Dafür haben sie es weit gebracht: In Ghana ist WACAM ein Wort, das Türen weit öffnet – oder fest verschließt. „Haben Sie irgendetwas mit WACAM zu tun?“ ist meist die erste Gegenfrage von Minenbetreibern, Regierungsvertretern und Behörden bei meinen Recherchen. Ghanas Goldindustrie ist in der Defensive.

Wichtigstes Instrument der Aktivisten ist das Telefon im kleinen Büro in Tarkwa. Mehrmals täglich erstatten die WACAM-Mitarbeiter ihrem geschäftsführenden Direktor Bericht: Gab es Übergriffe? Umweltskandale? Landwirte, die bei Verhandlungen Hilfe brauchen?

„Statt Reichtum bringt Goldbergbau nur Verelendung“, ist Owusu-Korantengs Fazit aus fünf Jahren Arbeit. Denn das Land, das dem Bergbau zum Opfer fällt, ist meist von kleinen Bauern bewirtschaftet. „Diese Menschen können meistens nicht lesen und schreiben. Sie leben von der Hand in den Mund“, schildert Owusu-Koranteng. Wird ihr Land zerstört, steht ihnen eine Entschädigung zu. „Doch dafür fehlt den Menschen die Erfahrung. Wenn man ihnen ein paar 100.000 Cedis bietet, haben sie noch nie in ihrem Leben so viel Geld gesehen und sagen sofort zu. Erst später merken sie, dass sie kein Land mehr haben, um ihre Familie zu ernähren. Sie merken, dass sie ihre Kakao-Plantage verloren haben, die 15 Jahre noch Früchte getragen hätte. Selbst wenn sie wieder Land bekommen, merken sie, dass jeder neue Setzling 15.000 Cedis kostet. Und dass sie fünf Jahre warten müssen, bis ein Kakao-Baum wieder Früchte trägt.“

Von zwei Litern Kerosin bis ein paar 100.000 Cedis reichen die Summen, mit denen Landwirte mir gegenüber ihre Kompensationszahlungen beziffern. Geldwechsler zahlen zu diesem Zeitpunkt 10.000 Cedis für einen Euro.

Hinzu kommen Umweltprobleme: In Ghanas Bergbau wird Zyanidsäure verwendet, um wertvolles Gold aus taubem Gestein auszulösen. Eine schnelle, billige Methode: längs mancher Straße hinter Stacheldraht sieht man die haushohen Haufen aus Erz, darüber sprengen Düsen die Chemikalie, ähnlich wie ein Rasensprenger. Und eine schmutzige Methode: Zyanide sind Salze der Blausäure. Goldproduzenten wie Tschechien, die Türkei und Griechenland haben diese Form des Goldbergbaus deshalb verboten.

„Kisten, Fässer, Container – als ich beim Werkschutz der Mine angestellt war, durften wir alle Verpackungen von Chemikalien oder Geräten verschenken. Die Arbeiter nutzten sie zum Möbelbauen, als Wassertonne oder ver-

kaufen sie als Altmetall. Nur die Zyanid-Container nicht. Mit Eisenstangen haben wir sie zu Schrott gehauen, damit niemand in die Versuchung kommt, sie mitzunehmen. Die Anweisung kam direkt vom Management – weil selbst die leeren Fässer zu giftig waren“, berichtet Joseph Nartey, ein ehemaliger Minenarbeiter.

Den wissenschaftlichen Hintergrund liefert Dr. Thomas Akabzaa, Geologe an der Legon University in Accra. „Boom and Dislocation“ heisst eine Studie, mit der sich Akabzaa im Auftrag des Third World Network Ghana zwischen die Stühle setzte. Seither kritisiert er die Auflagen für die Industrie als zu lax, die Sicherheitsvorkehrungen der Minenbetreiber als unzureichend und die Zahl der Umweltskandale als zu hoch. Als Dozent erhält er mit Seminaren trotzdem Zugang zu den Abbaugeländen und vermittelt seinen Studenten auch Aufträge.

„Zyanid wird verharmlost, weil es sich im Sonnenlicht zersetzt“, zitiert Akabzaa aus seinem Werk. Allerdings dauere die Zersetzung ein bis zwei Tage und auch die Abbauprodukte seien giftig. Hinzu käme die Belastung anderer Giftstoffe, die mit dem Erz gefördert würden: Arsen, Chrom oder Schwefel, der an der Luft zu Schwefelsäure oxidiert. Staub auf den Feldern lasse die Ernten schrumpfen, durch Sprengungen stürzten die Hütten ein. Außerdem steige die Krankheitsrate, vor allem Malaria, da der Bergbau Gewässer aufstau, in denen Moskitos brüten. Gleichzeitig schwinde die Kaufkraft und damit das Geld für Arzneien: durch den Landverlust seien viele Menschen arbeitslos. „Auch ökonomisch ist sehr fraglich, ob der Goldbergbau der Volkswirtschaft überhaupt Gewinn bringt“, schließt der Geologe.

9.3 Gold – was nutzt es den Menschen?

Die Frage, ob Ghanas Bevölkerung vom Bergbau profitiert, kann WACAM-Geschäftsführer nur dank seiner persönlichen Einschätzung verneinen.

Gerade drei Prozent der Einnahmen aus dem Goldbergbau fließen als Pacht an den Staat zurück. Hinzu kommen Körperschaftssteuer, Einkommenssteuer von 14.000 Arbeitern und Dividenden, denn immer noch hält Ghana einige Aktien an der ehemals staatseigenen Ashanti Goldfields.

In Tarkwa kommen noch zehn Prozent der Pachtgebühren an. Rund die Hälfte verwaltet die District Assembly. Der Rest geht an den District König und das Traditional Council zur beliebigen Verwendung. Ein Verteilungsschlüssel, der auch von den Minengesellschaften kritisiert wird. „Es wäre uns lieber, wenn ein größerer Teil der Abgaben vor Ort investiert würde“, sind sich alle Interviewpartner aus der Goldindustrie einig.

Die meisten Firmen unterhalten deshalb zusätzliche Stiftungen. Einen Dollar pro Unze zahlt Goldfields in einen Trust für Projekte zugunsten der Lokalbevölkerung. Zur Zeit meines Aufenthaltes entspricht die Summe 0,3 Prozent des Verkaufswertes, rund 0,7 Prozent des Gewinns. Die Verwendung des Geldes bleibt im Ermessen der Firma.

„Mit dem Geld wird Politik gemacht“, urteilt Owusu-Koranteng. In wohlwollenden Dörfern würden Straßen und Schulen gebaut. Kommunen, die hart verhandeln oder prozessierten, gingen leer aus. Auch das „alternativ livelihood-programm“, in dem landlose Bauern Speiseschnecken züchten oder Stoffe batiken, sei Image-Kosmetik. Zu wenige würden umgeschult, zu unausgereift sei die Ausbildung, nach der die meisten Existenzgründungen binnen kurzem wieder eingingen.

Mit Hilfe der deutschen Entwicklungsorganisation InWent versucht Owusu-Koranteng, seine Einschätzung zu untermauern. Grundlage sollen Interviews mit Betroffenen sein. Durchgeführt werden sie durch die deutschen Studenten Benedikta Rabins und Fabian Kutenkeuler. Beide sind Teilnehmer des ASA-Programms von InWent. Das Kürzel steht für Arbeits- und Studienaufenthalt, ein Programm, das jährlich rund 200 Studierende in lokale Projekte in Entwicklungsländer vermittelt. Ihr Studiengebiet, die Siedlung von New Atuabo, ist Vorzeigeobjekt von Goldfields und WACAM gleichermaßen.

Gut sehen die gelben Häuschen aus. Statt Bananenblätter und Lehm gibt Beton den Wänden halt, das Zentrum bildet eine große Markthalle, zur Infrastruktur gehören Brunnen und Latrinen. Erst auf den zweiten Blick fällt auf, dass manche Häuser Anbauten aus Lehm haben. Denn bei der Umsiedelung hat das Bergbauunternehmen die Zahl der Zimmer reduziert. Familien wurden zerrissen, es ist kein Land verfügbar und mit der Arbeitslosigkeit kam auch der Handel zum Erliegen, mit dem vor allem Frauen ein Zusatzeinkommen erwirtschafteten. Die Lebenshaltungskosten haben sich verdoppelt, errechnet Wirtschaftsstudent Kutenkeuler, denn selbst die schmucken Latrinen sind kostenpflichtig. Statt auf die Schule zu gehen, verdingt sich manche Bauerntochter als Prostituierte, behauptet Owusu-Koranteng.

Für WACAM ist New Atuabo dennoch ein Teilerfolg. Vorbei die Zeiten, als Besitzer einer Kakao-Plantage mit zwei Litern Kerosin entschädigt wurden. In zähen Verhandlungen trotzte die Organisation der Bergbaugesellschaft höhere Kompensationen ab. Auch das kleine Krankenhaus der Siedlung war vor den Verhandlungen mit WACAM nicht vorgesehen.

Wo immer nun eine Ausweitung der Minen bevorsteht, ist WACAM vor Ort, schult Landwirte in ihren Rechten, drängt darauf, Vereinbarungen

schriftlich zu fixieren, erläutert und übernimmt auf Wunsch auch die Verhandlungen. Ein fairer Interessenausgleich?

Erst eine Tour durch die umliegenden Dörfer erlaubt mir einen Blick hinter die rechtsstaatliche Fassade.

9.4 Umweltskandale und Übergriffe – Besuch in den Dörfern um Tarkwa

Wenn die Geister über sie kommen, spricht Fetisch-Priesterin Augustina Antwi in fremden Dialekten. Mal rauchen die Lippen Kette, mal gießen die Finger ständig Schnaps in den Hals – denn so bewirkt sich ein Gott, wenn er den Körper der Heilerin ergriffen hat. In diesem Zustand erkennt Antwi die Leiden der Menschen. Rund um die Hütte des Schreins hat sie ein kleines Krankenhaus gebaut. Hier heilt die Priesterin Verletzungen und Durchfall, Epilepsie und Depression und hilft den Opfern des Juju, der bösen Hexerei.

An jenem Morgen winden sich gleich zwei Schwangere in den Wehen. Antwi zerreibt ein paar Blätter, vermischt sie mit Salz und einem Eigelb und formt Abrafo Nketse: Das Zäpfchen bewirkt, das jedes Baby glatt aus der Mutter gleitet. Danach kocht die Priesterin Okumekra und Ofram: getrocknete Baumrinde und – spitzen, zusammen mit Ingwer und Pfeffer. Ein Trank, der nach der Geburt Blutungen stillt und die Bauchwunde schließt.

Am Nachmittag weiß Antwi, dass sie ihre Frauen vergiftet hat.

Am Vorabend hatte es auf dem Gelände der Bergbaufirma Goldfields Ghana einen Chemieunfall gegeben. Mehrere 10.000 Kubikmeter giftige Zyanidlösung verseuchten den Fluss, der die Dörfer mit Fischen und Trinkwasser versorgt. Erst 20 Stunden später warnt die Minenleitung die Bevölkerung, weder Wasser zu trinken, noch Fische zu essen.

Zu diesem Zeitpunkt befindet sich das Dorf Abekoase im Ausnahmezustand. Noch am Morgen hatten die Fischer den vermeintlich glücklichsten Fang ihres Lebens aus den Netzen gezogen und verkauft. Ölbauern hatten Palmfrüchte mit Flusswasser zu Palmöl verkocht. Nun leiden die Menschen an Bauchschmerzen, Durchfall und Kopfschmerzen. Die Körper frieren, die Haut der Fischer juckt, der ganze Körper schmerzt.

Nach zwei Wochen werden die Fischer zur Untersuchung ins Krankenhaus gekarrt. Nach sechs Monaten wird das ganze Dorf gecheckt: Fieber, Blutdruck und Proben von Blut und Urin. Ergebnisse der Untersuchung werden nie bekannt gegeben. Zu diesem Zeitpunkt ist eines der Kinder, das Kräuterheilerin Antwi entbunden hat, schon tot.

Abekoase, das Dorf der Fetischpriesterin, ist wahrscheinlich der einzige Fall, der international bekannt wurde. Seit dem Chemieunfall vom 16. Oktober 2001 kämpft das Dorf um Entschädigung.

Seit sieben Jahren versuchen die Einwohner von Nkwantakrom, sich Recht zu erstreiten. Noch in den 80er Jahren will Dorfkönig Nana Kofi Karikari dem Werksgeologen geholfen haben, die Goldvorkommen der Gegend zu kartieren. 1996 habe ein Rollkommando unter Aufsicht von Polizei und Werksschutz das Dorf zerstört, um die Mine auszuweiten. Der Vorwurf: Das Dorf sei erst später gebaut worden, um Entschädigung für eine Umsiedelung zu kassieren.

Zerstört wurden auch die Meiler der Köhler, eine Haupteinnahmequelle des Dorfes. „Seither arbeite ich als Holzfällerin. Um unsere Schulden abzu zahlen. Mein Mann ist untergetaucht“, berichtet zum Beispiel Olivia Mbir. Denn für ihre Arbeit habe er einen Vorschuss von den Händlern bekommen. „Nachdem der Werkschutz unsere Kohle verbrannte, wollten die Händler ihre Kohle – oder den Vorschuss zurück. Fast alle Männer sind inzwischen geflohen.“ Den Prozess hätten die Richter über Jahre verschleppt, erklärt Kofi Karikari. Wie das aussieht, kann ich selbst an einem Verhandlungstag erleben.

Für ein Dorf wie Nkwantakrom bedeutet ein Tag vor Gericht zwei Tage Arbeitsausfall: Die Buschkleider verschwinden im Schrank, die guten Kleider werden hervorgesucht, die gusseisernen Bügeleisen mit Holzkohle gefüllt, ein ganzes Dorf putzt sich selbst und reist zwei Stunden bis nach Tarkwa, wo das Gerichtsgebäude steht. 300 Kilometer legt Anwalt August Niber für die Anreise aus Accra zurück. Für Nkwantakrom ist Niber ein seltener Glücksfall: Als Vertreter einer Menschenrechtsorganisation vertritt er die Dorfbewohner kostenlos.

Wer fehlt, sind die Vertreter der Bergbaugesellschaft und der Richter. Die Sitzung sei verschoben worden, erfahren die Dorfbewohner im Gerichtsgebäude. Der Richter nehme an einer Fortbildung teil.

Auch Koduakrom, ein Dorf aus der gleichen Region, befindet sich seit Jahren im Rechtsstreit. Einer, der nicht mehr vor Gericht aussagt, ist allerdings Simon Mawuko. Seit vier Jahren starrt der Landwirt Löcher in den gestampften Lehm seines Hüttenbodens. Vor vier Jahren hatte Mawuko um Entschädigung demonstriert: Arbeiter der Firma Ghana Goldfields hatten einen Fluss umgeleitet, um ihr Minengebiet auszuweiten. Die Kleinbauern, durch deren Felder der Kanal führt, wurden entschädigt. Doch am Ende des Kanals habe der Fluss ihre Felder geflutet, erklären die Dorfbewohner. 17 Personen waren betroffen, sie ließen ihr Land schätzen, signierten unbekannte Dokumente mit dem Daumenabdruck und warteten auf ihr Geld – nur leider vergeblich.

Ein Minenarbeiter habe ihnen geraten, ihr Geld mit einer kleinen Demonstration einzufordern. Doch „als wir am Werkstor standen, umzingelten uns 108 Wachleute von Ghana Goldfields“, berichtet Fatima Abukari, die Sprecherin der Bauern. „Wir waren 35. Sie griffen uns einzeln heraus und schlugen uns nieder. Die Fliehenden verfolgten sie im Auto. Zehn wurden verhaftet. Einen, der zusammenbrach, ließen sie liegen. Neun von uns transportierten sie ab zur Polizeistation von Tarkwa. Dort waren wir eine Woche in einer Zelle. Später zeigte uns Ghana Goldfields an: Wir hätten Autos zerstört und das Minengelände angegriffen. Nach eineinhalb Jahren wurden wir freigesprochen.“

„Wir waren neun Menschen in einer Zelle, sechs Männer und drei Frauen. Die Älteste von uns war 68. Wir haben geweint und geschrien. Wir waren in Panik“, erinnert sich Landwirt Yaw Frimpong. Rund drei mal zwei Meter sei die Zelle groß gewesen. „Als Toilette bekamen wir eine Gummischüssel, unsere Sandalen haben sie weggenommen und fortgeworfen, wir mussten im Urin stehen.“

Nach wenigen Stunden sei Frimpong das Auge zugeschwollen. „Die Wachleute hatten mir mit Schlagstöcken ins Gesicht geschlagen, als ich am Boden lag. Wir flehten die Polizisten an, dass unsere Verwandten Medizin bringen dürfen. Aber sie sammelten die Medikamente ein und warfen sie fort. Nach sechs Tagen wurden wir freigelassen und durften zum Arzt gehen. Der Arzt sagte, meine Wunde sei zu alt, um das Auge zu retten. Er konnte mir nur etwas gegen die Schmerzen geben.“

Mawuko, der Mann auf dem Hüttenboden, schaut in die Luft statt seine Geschichte zu erzählen. „Lass mich für ihn reden.“ – „Er wird dir nicht antworten.“ – „Er sitzt den ganzen Tag so da.“ – „Wenn er einen Minenarbeiter sieht, zittert er am ganzen Leib.“ – „Vor Gericht kann er nicht aussagen.“ – „Er ist kein Mensch mehr.“ – (...) – so drängen sich die anderen Dorfbewohner.

„Simon hat auch um Entschädigung demonstriert, weil Ghana Goldfields das Land seiner Frau flutete und die Ernte zerstörte.“ – „Sie schlugen ihm auf den Kopf. Ich sah, wie jemand in seine Geschlechtsorgane griff und sie nach hinten riss.“ – „Ich sah, wie sie ihn brannten. Vier schlugen auf ihn ein. Ein fünfter kam mit einer glühenden Eisenstange, etwa ein Meter lang, mit Holzgriff. Sie stießen sie ihm zwischen die Schenkel.“

„Im Gefängnis schwoll ihm der Hoden an.“ – „Er konnte nicht mal sitzen.“

„Morgens steht er auf und läuft zwei bis drei Meter. Danach hat er Herzschmerzen.“ – „Er fühlt sich schwach, hat Schmerzen im ganzen Körper.“ – „Sein Penis funktioniert nicht mehr. Er kann keinen Sex haben.“

„Er kann nicht arbeiten, kann seine Kinder nicht ernähren.“ – „Manchmal geben ihm Leute Essen ab“ - „Seine Eltern haben ihn jetzt zum Schrein des Fetisch-Priesters gebracht. Der Kräuterheiler gibt ihm Medizin zum Trinken und zum Baden.“ – „Davor hat er vier Jahre lang gar keine Behandlung gehabt. Er ist nur so da gesessen.“

So schildern es die Dorfbewohner.

Zwei Monate später erhalte ich doch noch Gelegenheit zu einem Gespräch mit Ghana Goldfields. Im Hauptsitz der Firma in Accra bitte ich das Management um seine Sicht der Vorwürfe zu schildern. Nachdem ich meinen Rauswurf vom Minengelände schildere, bemüht sich PR-Chef Toni Amhym um Schadensbegrenzung. Zu dem Vorwurf, Demonstranten niedergeknüppelt und mit glühenden Eisen gebrannt zu haben, kann Amhym allerdings wenig sagen. Schließlich sei das Verfahren noch in der Schwebe.

9.5 In den Gruben der Galamsey

Ein Anblick, wie aus der Jeanswerbung: Nur Hose und leuchtend gelber Schlamm zieren die athletischen Körper. Die Szene spielt sich mitten in vier Meter tiefen Gruben ab. Darin plantschen fünf junge Männer, schachten Schlamm aus dem Boden und kippen eimerweise Wasser über eine Rutsche. „Ein weißer Mann“ – „Ein weißer Mann mit einer Kamera“ – „Hey, weißer Mann, komm vorbei“, ruft es aus schlammiger Tiefe. Vier Meter unter der Geländeoberkante herrscht gute Laune.

Im Busch zwischen Tagebau und Transportstraße haben Mike, Antwi, Imanuel, William und Charles ihre eigene kleine Mine aufgemacht. Eigentlich illegal, denn die Grube dürfte im Konzessionsgebiet der Ghana Australian Goldfields liegen. Doch die scheinen das oberflächliche Goldgekratze der Fünferbande zu tolerieren. Auch die fünf Freunde haben kein Unrechtsbewusstsein: „Das ist ein freies Land. Wer will mir Goldschürfen verwehren?“

Der Kleinbergbau in Ghana hat eine über tausendjährige Tradition. Tatsächlich beschäftigt der Kleinbergbau mehr als fünfmal so viele Menschen, wie die industrielle Goldproduktion: 80.000 Menschen leben nach vorsichtiger Schätzung des Bergbauministeriums vom Gold- und Diamantenschürfen. Die Minen beschäftigen nur 14.000 Arbeiter.

„Galamseys“ nennen sich die meisten selbst, eine Wortschöpfung aus „gather“ und „sell“. Ministerium und Bergbaukonzerne unterscheiden die legalen „small-scale miners“ und die illegalen „galamseys“, die in Konzessionsgebieten wildern. Davon unbesehen kaufen staatliche Agenten

die Ausbeute beider Gruppen gleichermaßen auf. Als Maßeinheit beim Goldaufwiegen verwenden sie Rasierklingen.

„Goldschürfen ist typische Gelegenheitsarbeit für junge Männer“, erklärt Kwesi Aduakwah. Aduakwah ist Mitarbeiter bei WACAM, ein Ex-Galamsey und ein kleines Kraftpaket von annähernd quadratischem Körperbau. Die Kräfte brauche man: „Es ist harte Plackerei, den ganzen Tag in der Sonne. Der Galamsey will schnelles Geld, er isst aus schmutzigem Geschirr, er verschmutzt das Wasser, in dem er arbeitet – länger als ein paar Jahre hält man das nicht durch.“

Auch Mike & Co. haben athletische Modellmaße. In den vergangenen Wochen haben sie vier Gruben von jeweils fünf mal fünf Metern ausgeschachtet und den Schlamm portionsweise über die Rutsche mit Sackleinen gewaschen. Das schwere Gold sinkt in die Fasern ab. Alle paar Stunden wird der Stoff in einem Eimer ausgewaschen. Ende der Woche werden sie das Konzentrat noch einmal waschen, mit Quecksilber verschütteln und den Bodensatz aus Gold und Quecksilber über dem Feuer rösten. So lange, bis das Schwermetall verdampft und das reine Gold zurückbleibt.

Falls ihnen das Warten dabei nicht zu lang wird. Denn Freitag wartet der Goldagent und die leeren Taschen juckt es nach den Cedis. Schließlich wird Mike oder Antwi, Imanuel, William oder Charles das Verfahren abkürzen, wird Schwermetall-Gold-Gemisch in ein Schnupftuch binden, den Beutel in den Mund stecken und saugen, bis das Quecksilber ausgelutscht ist.

Zwei Studien der UN Industrial Development Organization belegen das Gesundheitsrisiko: Nicht nur Galamseys, auch Anwohner haben erhöhte Quecksilberwerte im Blut. Um den Wildwuchs der Goldwäscher zu organisieren, fordert Ghanas Regierung die Kleinbergbauern auf, sich lizenzieren zu lassen. Bestandteil ist auch ein Schnellkurs im Umgang mit giftigen Chemikalien. Außerdem subventioniert der Staat eine Apparatur, mit der Galamseys das giftige Quecksilber rückgewinnen, statt abzulutschen oder zu verdampfen.

Eine gute Idee. Warum es doch nicht funktioniert, erklärt Ex-Galamsey Aduakwah: „Goldschürfen ist Gelegenheitsarbeit. Du hast ein Feld und brauchst schnell etwas Geld für Setzlinge, für eine Machete, für Dünger... Dann steigst du mit ein paar Freunden in die Galamsey-Grube.“ So schnell, wie sich die Gruppen bilden, zerfallen sie wieder – wer wolle da die Investition für etwas Überflüssiges wie eine Anlage tätigen, die angeblich die Gesundheit schützt.

Die Statistik scheint ihm Recht zu geben. Wie viele Lizenzen sie denn vergeben hätten, frage ich Wochen später in der Minerals in Accra. „254 für jeweils bis zu zehn Personen“, gesteht Mitarbeiter Amponsah Tawiah. Bei 80.000 Galamsey macht das bestenfalls 0,2 Prozent.

10. Ashanti Goldfields – Ghanas ältester Vorzeigebetrieb

10.1 Obuasi, das Pulverfass

Im Bergbaustädtchen Obuasi ist die Nachbarschaft von Minengesellschaft und Galamsey eskaliert. Es herrscht Bürgerkrieg zwischen Wachschatz und Goldsuchern, der Opfer auf beiden Seiten fordert. Nach einer factfinding Mission hatte WACAM zu einer Pressekonferenz in Accra geladen, auf der Dorfbewohner über Folter und Mord bei Verhaftungen sprachen. Ashanti Goldfields konterte mit einer eigenen Pressekonferenz und schilderte Fälle von Wachleuten, die während des Dienstes von marodierenden Galamsey-Banden verletzt wurden.

Schon der erste Blick auf die Stadt verdeutlicht einen Teil des Problems: In 100 Jahren Bergbautätigkeit haben sich Stadt und Goldmine wie zwei Wurzelgeflechte durchdrungen. Im Vergleich dazu ist Tarkwa ein idyllisches Städtchen, wo Tagebaue, Dörfer und Kommunen nebeneinander liegen. In Obuasi wächst der Förderturm fast aus der Verkehrsinsel, die Straße taucht unter Förderbändern durch, die ausgeräumten Felswände der Tagebaue bilden hier den Horizont.

480 Quadratkilometer umfasst das Konzessionsgebiet. Mehr als zwei Fünftel davon sind aktives Abbaugelände. Dazwischen gibt es über 200 Dörfer.

10.2 Flüssiges Gold – vom Stollen in die Goldschmelze

Im ersten Anlauf präsentiert sich Ashanti Goldfields in Obuasi wesentlich offener als die Konkurrenz von Ghana Goldfields in Tarkwa. Im Gästehaus ist ein Zimmer für mich reserviert, zwei Tage umfasst das Besuchsprogramm, das PR-Mitarbeiter Sarpong für mich zusammengestellt hat.

Obuasi ist Ghanas älteste Mine. Vor 1987 trieben britische Geschäftsleute den ersten Schacht in die Tiefe. Seither gab der goldene Boden 29 Millionen Unzen preis – mehr als 8.000 Kilo Gold.

Nach der Unabhängigkeit wurde die Mine verstaatlicht. Heute ist Ashanti Goldfields eine internationale Aktiengesellschaft. Seit zehn Jahren wird Gold auch im Tagebau gewonnen. Den größten Teil fördert Ashanti jedoch unter Tage. Bis 1.500 Meter unter die Erde reichen die Schächte. Um das Gold vom Erz abzutrennen, baute Ashanti die größte Aufbereitungsanlage der Welt, bei der ein Teil der chemischen Prozesse von Bakterien übernommen wird.

Auf dem Firmengelände präsentiert sich die Firmenphilosophie als vorbildlich. Schilder fordern die Arbeiter auf, die Sicherheitsvorkehrungen ernst zu nehmen, rechtzeitig Pause zu machen und die Volkskrankheit Aids zu vermeiden. Andere notieren die aktuellen Produktionskosten von 190 US-Dollar pro Unze und den Wahlspruch „150 sind unser Ziel“.

„Jede Unze zählt“ ist ein anderer Slogan, den jeder Arbeitsoverall auf dem Rücken trägt. Darüber prangt das Firmenlogo: zwei Krokodile über Kreuz, deren Torso miteinander verwachsen ist. Es ist ein „Adinkra“, ein Zeichen aus dem traditionellen Symbol-Schatz der Ashanti, der im Gebrauchsdesign häufig verwendet wird. „Funtunfunefu-Denkyemfunefu“ heißt dieses Doppel-Krokodil, bei dem zwei Mäuler im Wettstreit schlingen, obwohl jeder Bissen im Gemeinschaftsmagen landet und beiden zu gute kommt. „In der Familie soll man nicht streiten, denn wenn einer profitiert, profitieren alle“, ist eine Auslegung des Symbols. „Wenn jeder nur nach Kräften rafft, wird es allen gut gehen“, wäre die weniger schmeichelhafte Deutung.

Derweil sorgt der Werkschutz dafür, dass die Arbeiter das Krokodilssymbol nicht als Aufforderung zur Selbstbereicherung interpretieren. An jedem Schachtausgang stehen Männer mit Detektoren, die jeden Passanten auf Schmuggelgold untersuchen.

Die Kontrollen steigern sich bei der Aufbereitungsanlage und sind am höchsten im „Goldhaus“. Täglich wird hier die Goldausbeute in ein bis zwei Barren gegossen. Ein alchemistisches Spektakel mit Männern in silbernem Hitzeschutz und flammenumtosten Schmelztiegeln, die einen Glutstrom aus Schlacke und Gold in eine Kaskade aus Kastenformen speisen. Einmal die Woche fliegt ein Helikopter die Goldkisten aus. Die Flugzeiten sind geheim.

Zur Zeit meines Aufenthaltes ist Ashanti Goldfields täglich in den Medien. In London erhält Samuel Jonah, Ashanti Goldfields' Chief Executive, durch Königin Elizabeth den Ritterschlag. Gleichzeitig feilt Jonah an einer internationalen Fusion. Denn in 1.500 Meter Tiefe stoßen Ghanas Ingenieure an die Grenze ihres Knowhows: Die hohen Temperaturen in größerer Tiefe verlangen, dass die Stollen – wie in Südafrikas Tiefenberglagerwerk - gekühlt werden. Außerdem braucht Ashanti Kapital: Die aufwändige Technik könnte die Produktionskosten auf 40 US-Dollar pro Tonne verdoppeln.

Die Investition könnte sich trotzdem lohnen. Probebohrungen zeigen Goldgehalte von 18, 40 und sogar 60 Gramm pro Tonne. Bei der jetzigen Fördertiefe liegt der Gehalt bei zehn Gramm pro Tonne. Zwei Firmen, Rangold und Anglogold, preisen sich täglich mit ganzseitigen Zeitungsanzeigen als ideale Fusionspartner an. Schließlich erhält Anglogold den Zuschlag.

10.3 Harte und weiche Hunde

Beim Mittagessen in der Werkskantine kommen wir das erste Mal auf die Galamsey zu sprechen. „Wir haben die Konzession – wenn jemand denkt, er könne hier schürfen, verletzt er unsere Rechte. Deshalb haben wir den Werkschutz und die Polizei, um uns zu schützen“, erklärt Yiadom Bakye Amponsah, Administration Manager von Ashanti. Die Leichenfunde auf dem Minengelände? „Galamsey, die in die Löcher fallen oder so gewagte Löcher graben, dass sie selbst darin ersticken.“ Die Vorwürfe, Verhaftete würden wilden Hunden vorgeworfen? „Die Hunde werden nur von der Leine gelassen, wenn ein Hundeführer sein Leben bedroht sieht.“ Und warum suchen Verbrecher, die illegal Gold schürfen, mit einer Pressekonferenz die Öffentlichkeit? „Das liegt an den Eigeninteressen von NGOs wie WACAM. Die machen Lärm, damit sie Spenden aus dem Ausland bekommen.“

Tatsächlich bekomme ich einiges an Verwüstung zu sehen, die den Galamsey zugeschrieben wird. Unter einer Straße bohrt sich ein Tunnel in Richtung einer eingezäunten Werkstatt. Eine Pipeline mit Brauchwasser, die durchgeschnitten und umgeleitet sei, um Gold zu waschen. Zwei Säcke mit Erde, weggekratzt unter den Transportbändern, die Galamsey auf der Flucht zurückgelassen hätten.

Die meisten seien Profis, meint Manager Amponsah. Entlassene Arbeiter, die wegen Diebstahl oder Schmuggel hinausgeworfen wurden, Hochkriminelle, die sich in Banden zusammenschließen und mit Macheten und selbstgebauten Pistolen im Konzessionsgebiet einfallen. Auch unter den Galamsey herrschten Rivalität und Bandenkriege, die Todesopfer kosten. „Die Kleinbauern suchen höchstens nach Altmetall. Aber einen Tunnel graben und abstützen – so etwas kann ein Dorfbauer nicht“, sagt Amponsah.

Vom Rand eines Tagebaus sehen wir eine Gruppe, die Steine am Fuß der Felswände aufschlägt. Einige der Gestalten sind in den Hängen platziert. „Späher“, so meine Begleiter, die die Illegalen vor dem Werkschutz warnen. Warum die Gruppe dann nicht die Flucht ergreift? „Weil sie dich als Besucher erkennen und sehen, dass wir keinen Einsatz fahren.“

Sergeant Samuel Gyasi Koomson ist einer der Hundeführer, der bei einem Einsatz verletzt worden sein will. Ein schüchterner Mann in Uniform, sein Tun und Handeln bestimmt von Vorschriften, die er nicht in Frage stellt. Ein Mensch ganz unten in der Werkschutz-Hierarchie, die ein ausgedienter Colonel leitet. Wenn er Galamsey sehe, rufe er sie an, sofort zu verschwinden. Andernfalls würde er den Hund loslassen. Sollte der Hund einen Galamsey stellen, rufe Koomson das Büro an, das einen Wagen schickt, ein Protokoll aufnimmt und den Verdächtigen ins Gefängnis bringt. Meistens sei er aber Opfer eines Gegenangriffs.

An jenem Tag hatte Koomson Pech. Sein Vorgesetzter teilte ihm „einen weichen Hund“ zu: ein liebes Schäferhund-Wauwauchen, das weder kratzt noch beißt und höchstens abschreckende Wirkung habe. „Welchen Hund wir mitnehmen, können wir Hundeführer nicht aussuchen“, resigniert Koomson im Interview. Mit acht Mann und zwei Hunden hätten sie die Galamsey umzingelt: 30 Banditen, die prompt die Felswände erklimmen und Felsen runterrollten. Einer davon habe den kleinen Dienstmann erwischt. Von der sechsten bis zur elften Rippe seien die Knochen im Brustkorb zersplittert. „Danach wollte ich kündigen“, beichtet der Sergeant im Einzelgespräch. „Aber ich habe keine Alternative. Täglich habe ich Schmerzen und nicht mal Geld für die Verletzung im Dienst bekommen.“

Es ist der dritte Tag meines Aufenthaltes bei Ashanti, an dem ich den Besuchsplan über den Haufen werfe und um die Interviews mit den im Dienst verletzten Männern vom Werkschutz bitte. Neben Koomson werden mir zwei weitere Opfer von Galamsey-Opfern vorgeführt: Chief Inspector Bayabu raubte das Geschoss einer Zwillie die Sehkraft des rechten Auges. Security Officer Bismarck Asare Addo zerschmetterte ein Stein den Unterschenkel. „Als ich im Krankenhaus lag, kamen zwei Männer mit dem Attentäter und zwangen ihn, mich um Vergebung zu bitten“, berichtet Addo. Es seien Mitglieder einer rivalisierenden Gang gewesen, die Addos Angreifer mit einem Hinterhalt gestellt hätten. Indem sie den Schuldigen auslieferten, wollten sie verhindern, dass der Werkschutz großflächige Strafaktionen einleitere.

Im Lauf des Gespräches bricht jedes Eis mit den Interviewten. Bereitwillig stürzen sie sich in Uniform, um sich an ihren Unfallorten fotografieren zu lassen. Dabei erlebe ich vor allem, wie Officer Addo sich verwandelt: Vom leisen Angestellten in Zivil vor dem Colonel zum herrischen Befehlsgeber vor den Untergebenen.

Auch Koomson ist nicht zufrieden, bis er mir einen der scharfen Hunde vorführt. Ich bitte um einen weichen Hund für ein Foto. Danach besteht er auf einem scharfen Hund: zähnefletschend springt mir das Tier in die Kamera.

Die Werkschutzleute sind glücklich. Es ist das erste Mal, dass ein Journalist mit ihnen spricht. Baba Ibrahim, Praktikant der PR-Abteilung, verfasst einen Artikel über meinen Besuch für die Werkszeitung. Das Fazit der Wachmänner: Sie brauchen endlich scharfe Waffen, um sich gegen die Banditen zur Wehr zu setzen.

Bei jedem Gespräch betone ich, dass ich auch mit verletzten Galamsey sprechen werde. Ob es nicht doch möglich sei, dass es in dieser aufgeheizten Atmosphäre auch mal zu Übergriffen käme? Und sei es nur aus Nervenanspannung oder falsch verstandenem Korpsgeist, nachdem Kollegen im

Dienst verletzt wurden? „Nein“, wird die Frage zurückgewiesen: Von Seiten der Wachleute, des Managements und der PR-Abteilung.

Die Stimmung wird wesentlich frostiger sein, wenn wir das gleiche Thema vier Wochen später noch einmal diskutieren. Nachdem ich in den Dörfern gewesen war.

10.4 Die Verzweifelten von Sansu

Den Eindruck einer Räuberhöhle macht das kleine Dörfchen Sansu nicht gerade. Und doch gibt es kaum einen unter den jungen Männern hier, der sich nicht ein- oder zweimal die Woche heimlich und illegal ins Minengelände schleicht.

Das Dorf wirkt eingezwängt zwischen Straßen und Halden der Minen. Die Hälfte der Hütten zeigen Risse, die die Bewohner auf Sprengungen zurückführen. 50 Häuser seien eingestürzt. Auch die Pflanzen auf den Feldern am Haldenfuß wirken kümmerlich: Bei jedem Regen schwemmt das Wasser feinen Schlamm aus dem Gesteinsschutt zwischen die Pflanzen. Die Ernte sei um ein Drittel geschrumpft.

„Wir wissen, dass Goldsuchen illegal ist. Aber wir stehen mit dem Rücken zur Wand“, sagt Ben Annan, Assemblyman des Dorfes. Noch vor wenigen Jahren gab es manche Nacht, in der Ben Taschenlampe, Hammer und Machete einsteckte, um auf das Minengelände zu schleichen. „Erst haben sie uns die Felder genommen – jetzt jagen uns die Männer vom Werkschutz. Ich war Zeuge, wie sie einen von uns ermordet haben.“

Dabei sei die Gemeinde einst reich gewesen, berichtet Charles Awuah, 81 Jahre alt und einer der ältesten des Dorfes. „Noch in den 80er Jahren glitzerte das Gold nach jedem starken Regen zwischen den Kiesbänken des Flusses. Früher einmal waren wir reich. Wir hatten alle unsere Felder und am Flussufer wuschen die jungen Männer den Sand nach Gold.“ Sein Vater habe sich 1930 einen Ford leisten können. „Damals gab es in ganz Obuasi nur zwei Automobile. Das eine gehörte einem Weißen. Das andere war das von meinem Vater“, erinnert sich Awuah.

So lange Ashanti Goldfields nur den Untergrund ausbeutete, sei das Goldschürfen am Flussufer geduldet worden. Die Übergriffe hätten erst mit Beginn des Tagebaus ab 1987 begonnen. „weil dort die Bagger die Erde aufreißen. Fast alle in unserem Dorf sind nun illegale Goldschürfer. Wir haben 200 arbeitslose Jugendliche hier. Manche hat der Werkschutz von Ashanti Goldfields erwischt und zu Tode geprügelt. Jetzt haben sie scharfe Hunde, die sie auf ihre Gefangenen hetzen.“

Kofi Sarpong ist einer der Illegalen, die vom Goldsuchen nie zurückkamen. „Er starb im Werkskrankenhaus, nachdem ihn Wachdienst und Polizei halb tot geprügelt hatten“, berichtet seine Witwe Grace Yankee. Erst später erzählten ihr Freunde, wie es dazu gekommen war: „Sie waren 16, die Gold suchen wollten. In dieser Nacht wurden sie von Militär, Polizei und Werkschutz mit 13 Hunden gestellt. Die schlugen die Goldsucher zusammen und führen sie zu den Zellen des Werkschutzes auf dem Minengelände. Nach dem Aussteigen mussten sie Spalierlaufen durch 40 Männer, die auf sie einschlugen. In der Zelle brachen mein Mann und zwei andere zusammen. Sie wurden herausgezogen und zum Werkskrankenhaus gebracht.“

Zu diesem Zeitpunkt war Yankee 19 Jahre alt und schwanger. „Wir hatten einen Hektar Land voll Kochbananen in den Hügeln“, berichtet sie von ihren Zukunftsplänen. „Später sollte das eine Kakao-Farm werden, damit unsere Kinder eine Zukunft haben. Mein Mann schlich sich deshalb etwa zweimal die Woche zum Goldsuchen, um Bäumchen zu kaufen. Meistens haben sie den Abraum von Ashanti Goldfields durchsucht. Manchmal fanden sie auch gar nichts.“

1998 habe Ashanti Goldfields die Hunde angeschafft. Seither sei das Töten zurückgegangen. Dafür würden die Tiere auf Wehrlose gehetzt. „Ich lag mit dem Gesicht nach unten, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der Wachmann rief: Suzi, fass! Der Hund verbiss sich in meinen Arm. Ich hörte den Hundeführer lachen. Ich weinte, ich bettelte, ich dachte, es sei das Ende meines Lebens. Dann hetzten sie den zweiten Hund auf mich. Da fiel ich in Ohnmacht“, berichtet Amos Abu.

Seit jener Nacht im März 2002 winden sich dicke Narbenstränge um seinen Oberarm. Zusammen mit einem Freund habe er die Straße nach Gesteinsklumpen absuchen wollen, wie sie manchmal von den Lastern fallen. „Dabei lauerte uns der Werkschutz auf. Sie schlugen mich mit Schlagstöcken, kickten in jeden Teil meines Körpers. Dann kamen die Handschellen und die Hunde.“

Die Nacht habe Abu in einer Zelle des Werkschutzes verbracht. „Die Wachleute feierten. Von dem Hundeführer habe ich gehört, dass er befördert wurde. Ich kenne ihn, er heißt Charles Abay. Heute geht er nicht mehr auf Patrouille. Er hat jemanden, der ihn fährt. Es heißt, die Wachleute würden für Gefangene einen Bonus bekommen. Manchmal bekommen sie als Belohnung Alkohol geschenkt. Am Morgen danach sagte einer von ihnen zu mir, wenn ich in der Nacht gestorben wäre, hätte sie niemand zur Rechenschaft gezogen.“ Vor Gericht wurde Abu wegen illegalem Goldsuchen verurteilt und musste 500.000 Cedis Strafe zahlen.

Die Stimmung ist aggressiver rund um Obuasi, als sie in den Dörfern um Tarkwa war. „Es stimmt, wir haben Macheten und Hämmer dabei, wenn wir

Gold schürfen. Es ist Werkzeug, schließlich musst du graben können. Und, ja, es ist möglich, dass jemand auch mal eine Schleuder dabei hat“, gibt Ex-Galamsey Annan zu. Auch sei es jemand aus seinem Dorf gewesen, der dem Wachmann Bayabu einen Stein ins Gesicht schleuderte. „Wenn du um dein Leben rennst, wenn du weißt, dass einer deiner Brüder getötet wurde – dann kämpfst du dir den Weg frei“, begründet Annan. „Allerdings gibt es Fälle, wo 120 Jugendliche von sechs Wachleuten gejagt wurden. Wir hätten angreifen können. Aber wir rannten davon.“

10.5 Tod aus dem Abflussrohr

Dass manche Probleme erst anfangen, wenn der Bergbau längst abgeschlossen ist, erlebe ich wenige Kilometer entfernt am Rande des Dorfes Binsere. Knapp 100 Meter von der Dorfgrenze entfernt bricht der Boden an einer scharfen Kante ab. Dahinter klafft das Loch, in dem mehrere Fußballfelder Platz fänden. Gut 20 Meter tief sind zerklüftete Felswände sichtbar, darunter stauen sich Regen und Grundwasser.

Vom Grubenrand speit ein Rohr einen nach Schwefel stinkenden Schwall schwarzen Schlammes in die Tiefe. Die Böschung ist zerfurcht, der scharfe Strahl hat einen metertiefen Canyon hineingefräst. Durch die mannsbreite Schlucht drängen sich Schlammgestalten. Sie klettern, drängen, streiten, prügeln sich um die besten Plätze am Rohr. Es ist die Dorfjugend. Beim Goldschürfen. Denn selbst dieser schwarze Schlamm enthält noch einen geringen Rest Gold.

„Tailings“ nennt man den schwarzen Schlamm in der Bergbausprache: Ein Industrieabfall, der bei der Erzaufbereitung anfällt. Es ist das ausgebeutete Gestein, fein gemahlen, voll mit Schwefel, der zu Säure oxidiert, außerdem Arsen, Chrom und andere Schwermetalle. Getränkt ist der Schlamm mit Zyanidsäure, die das Gold auslaugt, und anderen Chemikalien.

Das Loch ist Pit T2, ein ausgebeuteter Tagebau der Firma Ashanti Goldfields. Der Abfall dient als Füllmaterial: später soll Erde den schwarzen Schlamm bedecken, darauf wird Ashanti zur Renaturierung Bäume pflanzen.

Prince Abu Gyamfi, 18 Jahre alt, ist einer der Jugendlichen, die jeden Tag hier her kommen. Drei Wochen zuvor hat ihm der Schlamm den Bruder genommen: „Wir standen ganz unten, dort, wo der Schlamm in den Grubensee fließt: Mein Bruder Eric, sein Freund Kwaku und ich“, erzählt Gyamfi unter Drängen und mit Stocken. Nach vier Stunden sei der Schwall mit viel mehr Druck aus dem Rohr geschossen. Vom Gas wurde das Trio bewusstlos.

Später erwachte Gyamfi beim Spucken. „Wir waren wohl alle drei bewusstlos ins Wasser gerutscht. Mich haben die Anwohner herausgezogen. Sie zwangen mir rotes Öl und Kakao ein, damit ich das Gift wieder hoch breche.“ Neben ihm lag sein Bruder, der jedoch nicht mehr aufwachte. Kwaku blieb unter Wasser. Vier Tage habe es gedauert, bis seine Leiche nach oben kam.

Zu diesem Zeitpunkt drängt sich Gyamfi schon wieder um einen der besseren Plätze am Rohr. Ein Tick läßt die Lider der Augen flattern. Der Kopf und die Brust seien seither voller Schmerzen. Manchmal schütte es ihn im Fieber. Doch untätig bleiben könne er sich nicht leisten. Den giftigen Schlamm durchzuwaschen – das sei das einzige Einkommen, das er habe.

Fünfzehn Jahre ist es her, da hätten seine Eltern eine Farm gehabt. Wo? Genau hier, meint Gyamfi. Dort, wo jetzt das große Loch ist. Das Loch, in dem sein Bruder ertrank.

Für Ashanti Goldfields ist die Idee, Umweltauflagen durch Altlastenentsorgung abzuheben ein kostengünstiger Coup. Laut Firmenangaben fallen monatlich 160.000 bis 180.000 Tonnen chemiebelasteter Gesteinsbrei an. Vor zehn Jahren hatte die Firma ein Tal abgedeicht und angefangen den Pudding aus Stein und Chemie dahinter zu pumpen. Seither musste der Damm bereits viermal erhöht werden. Gut 15 Meter dürfte die Altlast direkt dahinter tief sein.

Strenge Sicherheitsvorkehrungen belegen, dass Ashanti Goldfields den Tailingsschlamm durchaus als gefährlich einschätzt. Pumpwerke am Deichfuß sammeln jeden Liter Deponiewasser, der durch das Sperrwerk sickert und kippen ihn oben wieder hinein. Als 1998 eine Pipeline bricht und Aufbereitungsschlamm in den Fluß von Dokyiwaa fließt, warnt die Firma davor, den Fluss weiter zu nutzen und bohrt Trinkwasserbrunnen.

Später wird mir das Management eine Genehmigung der Umweltbehörde vorlegen, die es erlaubt, Tagebaue mit Aufbereitungsschlamm zu verfüllen. Dabei liegt der toxische Schlamm im Grundwasser. Durch Sprengung und tropische Verwitterung ist das Gestein rundherum durch Risse zersiebt. Außerdem sind die Trinkwasserbrunnen des Dörfchens Binsere nur wenige Meter von der Schlammdeponie entfernt.

Die Giftstoffe seien im Schlamm fest gebunden, das Zyanid würde sich zersetzen, versichert Kingsley Asamoh, Chief Environmental Engineer von Ashanti. Sicherheitshalber gäbe es noch einen Beobachtungsbrunnen zwischen Deponie und Dorf, mit dem man überwachen könne, ob die Schlammgrube dicht halte. Wie denn der Notfallplan aussähe, wenn nicht, will ich wissen. „Wir können uns einen solchen Fall nicht vorstellen“, lautet die Antwort.

Für Erics und Kwakus Tod hat das Management wenig Mitleid. „In der Grube hatten sie nichts zu suchen“, meint Manager Amponsah. Selbst, wenn es sich um Chemieabfälle handelt – im Konzessionsgebiet ist Goldsuchen eben illegal.

11. Recherche in Afrika

11.1 „Dann haben wir ja noch Zeit“

„Wie lange bist du noch da?“ Mit dieser Frage wird meist der Tod jeder Recherche eingeleitet. Denn prompt folgt auf die Antwort gleich die Feststellung: „Dann haben wir ja noch Zeit“.

Eins lerne ich schnell beim Recherchieren: Nichts anbrennen lassen, jede Gelegenheit sofort nutzen. Denn sie kommt höchstwahrscheinlich nie wieder. Auf ein Terminangebot mit den Worten zu reagieren: „Heute um drei passt schlecht, wie wäre es morgen um vier“, bedeutet meist eine verpasste Gelegenheit.

Ein anderer Grundsatz: Niemals Alternativen anbieten. Die Terminbitte: „Wir könnten uns morgen treffen oder auch Anfang nächster Woche“ führt meist dazu, dass der Gesprächspartner anbietet, man könne ja auch noch mal telefonieren. Und so viel zu dem Thema.

Zurückgerufen wurde ich fast nie. Gerade Behördenvertreter oder Firmensekretärinnen notieren sich gern eine Telefonnummer, um sich nie mehr zu melden. Ausnahmen bestätigen die Regel. Manchmal hilft es, dreist vorbeizufahren mit dem Angebot, man wolle dem Gesprächspartner die Arbeit erleichtern.

Traurigste Erfahrung machte ich mit dem Okyhene, einem Paramount-König und Angehörigen der Umweltbehörde, der ankündigte, sein Land und seine Waldschutzgebiete dem Goldbergbau zu verweigern. Mehrfach baten Mike Anane und ich seinen Verwaltungschef um Gesprächstermine, brachten Bögen mit unseren Fragen zum Zweitpalast in Accra, riefen an, wenn die ausgemachten Zeiten für einen Rückruf abgelaufen waren und sprachen schließlich selbst noch einmal im Palast vor.

Einen Tag lang hatten wir das Gefühl, etwas bewegt zu haben. Beim nächsten Anruf putzte mich der Chief of Staff herunter: Es sei ein unmögliches Benehmen, im Palast vorzusprechen, der Okyhene sei kein Politiker, sondern traditional Herrscher. Ich solle vorsprechen, wenn ich gelernt hätte, mich zu benehmen. Wie solches Benehmen aussähe, sei nicht seine Aufgabe, mir zu erklären – ich solle meinen Freund fragen, der sei schließlich Ghanaer und wenn er es nicht wisse, solle er einen fragen, der es weiß.

Mike Anane weiß genau, wie man sich einem König gegenüber benimmt. Seit rund 30 Jahren ist sein Vater der Paramount-König von Ejisu.

11.2 „Es gibt ihm ein unangenehmes Gefühl“

Vor allem Geduld brauche ich in den Dörfern, um die Menschen zu persönlichen Schilderungen zu bringen. Um zu erkennen, was Goldbergbau für die Anwohner wirklich bedeutet, bitte ich sie, mir beispielsweise einen konkreten Tagesablauf zu schildern: Wie sie Fische verkauften und später erfuhren, dass der Fluss vergiftet war. Wie erfuhren sie davon? Per Zufall? Gingen Ausrufer der Bergbaugesellschaft herum? Haben sie erst Fisch gegessen? Oder was passierte, als Wachhunde auf wehrlose Verhaftete gehetzt wurden? Wurden sie erst gefesselt? Konnten sie weglaufen? Haben sie sich gewehrt? Um Hilfe gerufen?

Zuerst bekomme ich meist Standardantworten: „Ich fischte und der Fluss war kontaminiert“ oder „Ich wurde verhaftet und meine Menschenrechte wurden verletzt“.

Aus anderen Quellen höre ich Berichte, wie sich die gleichen Menschen verzweifelt auf dem Boden wälzten oder die Witwen illegaler Goldsucher gehalten werden mussten, damit sie sich nichts antun. Die Aussage von einem Betroffenen selbst zu bekommen, war in vielen Fällen fast unmöglich. Gipfel der Emotionslosigkeit im Ausdruck ist mein Gespräch mit Prince Abu Gyamfi, dessen Bruder drei Wochen zuvor bei der verzweifelten Goldsuche in Industrieabwässern starb. Gyamfi ist sichtlich traumatisiert. Sein Gesicht ist maskenhaft, nur die Lider flattern nervös. „Die Erinnerung gibt ihm ein unangenehmes Gefühl“, umschreibt der Dorfchronist seinen Zustand.

Mein Verdacht ist, dass meine Ankunft in einem Dorf per se ein so offizieller Akt ist, dass alle glauben, sie müssten sich, ähnlich wie vor Gericht, sehr knapp, faktenorientiert und geschwollen ausdrücken. Alles Persönliche oder vermeintlich banale wird ausgelassen.

Das Problem verschärft sich, wenn ich einen Übersetzer brauche. Manchmal wird eine zehnminütige Aussage auf Twi von meinen Begleitern in zwei Sätzen wiedergegeben. „Ich habe es zusammengefasst“, bekomme ich jedes Mal zu hören, wenn ich nachfrage – selbst wenn wir schon zehn Tage zusammen arbeiten.

Die Situation ändert sich ein bisschen, wenn ich den MD-Recorder auspacke. Ich erkläre, dass ich das Gespräch im Radio sende und jedes Wort übersetzt brauche. Wie weit es klappt, weiß ich nicht – aber die Übersetzungen werden länger.

11.3 „Ich habe Angst vor dir“

Vor allem ein Erlebnis scheint meine Theorie zu bestätigen, dass sich die Dorfbewohner wie bei einem offiziellen Gerichtsprotokoll fühlen. Seit Minuten dringe ich in einen Dorfbewohner, Okye Kuedufia, der schildert, wie die Minengesellschaft einen Kanal durch sein Feld gezogen habe. Was er gemacht habe, als der Bagger am Feldrand auftauchte. Habe er den Arbeiter nicht gefragt, was er hier wolle?

Schließlich schreit Kuedufia auf: „Bei Gott, Mr. Klebs, wir sind nicht so wie ihr. Wir haben Angst vor solchen Leuten, wir haben Angst auch vor den Weißen und ich habe auch Angst vor dir. Wenn jemand auf einem Bagger sitzt, dann ist das ein wichtiger Mann, dann laufen wir weg. Weiß ich, ob er nicht gestern erst mit dem Präsidenten zu Abend gegessen hat?“

Zahlen, Daten, Fakten – in den Dörfern rund um die Goldminen werden die Lieblingsangaben für Journalisten zum Problem. Begann das Problem 1997 oder 1998? Wurde zuerst das Dorf zerstört oder erst der Fluss vergiftet? Prompt kollidieren die Aussagen: „Meine Tochter kam im März zur Welt, da war mein Mann schon tot. Er wurde im Januar erschlagen. Da war ich im vierten Monat“, schildert mir eine Frau. Vor allem vor Gericht werden Schilderungen wegen Glaubwürdigkeitsmankos gegen Dorfbewohner eingesetzt. Wo ein Landwirt verzweifelt mit Erinnerungen jongliert, legt die Bergbaugesellschaft Wachbücher oder ähnliche Dokumente vor.

Auch die Anschuldigungen sind meist nicht nachprüfbar: Ist dieses Kind tatsächlich gestorben, weil der Fluss kontaminiert war? Könnte dieser Fischer nicht wieder Geld verdienen, weil das Wasser seit dem Chemieunfall längst wieder sauber ist?

12. Geschichten am Rande

12.1 Zum Studium nach Deutschland

Unterm Arm trägt John Okae-Asante eine Info-Mappe der us-amerikanischen Franklin University. Darin stecken alle Dokumente, die dem 24jährigen Afrikaner heilig sind: Das Zeugnis der polytechnischen Hochschule mit Notendurchschnitt „A“. Der Kontoauszug seines Onkels, der ihm ein Auslandsstudium finanzieren will. Und eine Studienzulassung für den internationalen Bachelor-Studiengang „Electrical Engineering“ der Hochschule für Technik und Gestaltung in Mannheim.

„Mannheim schlägt US-Universität“ könnte nun die Schlagzeile lauten. Und Deutschlands Bildungspolitikern würden sich auf die Schulter klopfen.

Denn jährlich sechs Millionen Euro spendierte Bundesforschungsministerin Edelgard Bulmahn den deutschen Hochschulen, um weltweit Werbung für den „Bildungsstandort Deutschland“ zu machen.

Doch Okae-Asante hat ein Problem: Trotz Zulassung in Mannheim wurde ihm das Visum verweigert.

Dreimal war der angehende Ingenieur im Minibus zur Deutschen Botschaft nach Accra gepilgert. Ab vier Uhr morgens formiert sich dort die Schlange der Visumsbewerber. Ein mobiler Passbild-Fotograf macht ein gutes Geschäft: Seit diesem Herbst akzeptieren Deutschlands Visums-Vorschriften den landesüblichen roten Hintergrund für Passbilder nicht mehr. Ein Kiosk brät Frühstückseier und schenkt Kaffee und heiße Schokolade aus. Findige Jugendliche entdeckten den Geschäftszweig, sich jede Nacht anzustellen um ihren Platz am Kopf der Schlange an betuchte Antragsteller zu verkaufen.

Was Studentenvisa betrifft, habe sich die Zahl der Anträge seit Beginn des Marketings von jährlich 50 auf an die 500 verzehnfacht, berichtet mir Anne Wagner, Leiterin der Rechts- und Konsularabteilung der Botschaft. Grund dafür sei, dass sich auch deutsche Hochschulen intensiver um Studenten aus dem Ausland bemühten, ergänzt Harald Olk, der in Accra das Informationsbüro des Deutschen Akademischen Austauschdienstes leitet: „Viele haben „International Degree Programmes“ eingerichtet, bei denen die Vorlesungen auf Englisch abgehalten werden.“

Für jeden Antrag müssen die Bewerber zum persönlichen Interview. „Bei Studentenvisa fragen wir zum Beispiel, welche Kurse in dem Studiengang vorgesehen sind, oder was der Antragsteller über die Stadt weiß, in der er studieren will. Da merkt man schnell, ob sich jemand ernsthaft mit Studienplänen auseinandergesetzt hat“, sagt Wagner. Außerdem müssen sie ein Konto mit mindestens 6.000 Euro besitzen – als Nachweis, dass sie zumindest die ersten zwei Semester finanziell durchstehen.

Okae-Asante hatte vor seiner Entscheidung lange recherchiert, drei Hochschulen in Deutschland und mehrere in England und den USA genau durchleuchtet. Zum Gespräch will er den halben Lehrplan intus gehabt haben. Das Internet hatte ihm gezeigt, dass ihn im deutschen Winter die ersten Minusgrade seines Lebens erwarten. Außerdem hatte er gelernt, fünfsilbige Zungenbrecher wie „Baden-Württemberg“ auszusprechen.

„Wenn sie mir wenigstens mitteilten, warum sie mich ablehnen – dann könnte ich den Makel beheben“, meint Okae-Asante. Doch „die Ablehnung bedarf keiner Begründung“ steht auf dem Schreiben der Botschaft. Erst später erfährt der Bewerber, dass er sein Studieninteresse nicht ernsthaft belegen konnte.

Der einzige Rat, den ich ihm geben kann, ist, seine Deutschkenntnisse aufzupolieren. Von Gesprächen im Umkreis des Botschaftspersonals weiß ich, dass darauf großer Wert gelegt wird – selbst wenn die Lehrsprache an der Hochschule Englisch sein wird. „Deutschkenntnisse sind keine explizite Voraussetzung für die Visumserteilung, wohl aber ein weiteres Indiz für die Ernsthaftigkeit des Studieninteresses“, lautet das autorisierte Zitat von Wagner.

Für Okae Asante ist dies fast unmöglich. Vier Stunden Reise sind es bis zum Goethe-Institut in Obuasi. Eine Stunde bis zum Sprachinstitut von Kumasi – wenn der Bus pünktlich fährt und ohne Panne ankommt. Doch die letzten Kurse beginnen um fünf Uhr. Um diese Zeit endet gerade die Schicht des angehenden Ingenieurs.

Kennen gelernt habe ich Okae-Asante in Obuasi. Reiner Zufall: Sein Onkel ist Human Resources Manager von Ashanti Goldfields. Bei der gleichen Firma hat Okae-Asante inzwischen eine Ingenieurausbildung als Trainee begonnen. Ein Auslandsstudium würde ihn für das gehobene Management qualifizieren. Von seinen Ausbildern wird er dafür ausdrücklich empfohlen, für seine Rückkehr gibt ihm die Firma eine Arbeitsplatzgarantie.

In meinem Hotel in Accra lerne ich den nächsten Studenten kennen, der von einem Studium in Deutschland träumt: Wilson Dogbatse, Marketingstudent der Legon University of Ghana und Neffe des Hoteliers. Mit der Zeit häufen sich Bekanntschaften wie diese. Und zunehmend lerne ich junge Männer kennen, denen der Traum schon viel Geld gekostet hat.

8.000 Euro verlor einer von Dogbatse's Freunden. 5.000 Dollar ein weiterer Freund. Geld, das sie gutgläubig an einen Visa-Agenten bezahlten. „Diese Männer versprechen dir, die Papiere durch Connections zu beschaffen“, erklärt Dogbatse. „Du erkennst sie am Anzug und den teuren Autos, mit denen sie vor der Botschaft stehen. Oder du fragst einfach herum – irgendwann sagt jemand ‚Mr. John kann dir helfen‘, gibt dir eine Telefonnummer und du triffst dich, um über den Preis zu verhandeln.“ Auch ich entdecke bald die Aushänge an der Uni, die schnelle Hilfe bei der Passbeschaffung versprechen. Wer sie in Anspruch nimmt, wird meist zum Visa-Agenten weitergereicht, weiß Dogbatse. Vier Kommilitonen kennt der Student, die Visa-Agenten das ganze Familienvermögen übergaben. „Sie sind alle noch hier – nicht einer hat je die Papiere bekommen.“

Okae-Asante will es weiterhin auf legalem Weg versuchen. Nach meiner Rückkehr habe ich ihm ein Buch und zwei CDs geschickt: Schnellkurs Deutsch für Englischsprachige. Seine jüngste Mail an mich überschrieb er mit „Gutten Tag“. Ich halte weiterhin die Daumen.

12.2 Der erstaunliche Mr. Blayh

Wer aus Deutschland nach Tarkwa kommt, wird früher oder später Mister Blayh begegnen. Sobald der 60jährige Mechaniker hört, dass ein germanophoner Weißer die Stadtgrenze überschritten hat, wirft er sein Schweißgerät in die Ecke, um den Fremden in dessen Landessprache zu begrüßen.

In den sechziger Jahren war ihm ein Flugblatt in die Hände gefallen. Das Goethe-Institut – damals noch in Kumasi – bot kostenlos einen dreimonatigen Deutschkurs an. Drei weitere Monate legte Mr. Blayh aus eigener Tasche drauf. Seither hat der feingliedrige Schweißer kein Klassenzimmer mehr von innen gesehen. Das Land seiner Sehnsucht hat er noch nie betreten. Seine Kenntnisse sind ihm geblieben. Und manchmal trifft er in Tarkwas Straßen einen Landsmann, der einmal in Bochum oder Zuffenhausen malochte. Dann versucht er, ein Gespräch über Grammatik anzuknüpfen.

„Wenn ich einen englischen Anlasser in ein Auto baute, war der Kunde nach drei Monaten wieder da. Wenn ich einen deutschen nahm, habe ich mindestens ein halbes Jahr nichts mehr von ihm gehört“, begründet Blayh seine Motivation, sich mit der Sprache auseinander zu setzen.

Seit WACAM, die Grasswurzelbewegung gegen Goldbergbau in Tarkwa, jährlich Studenten von InWent bei ihren Praktika betreut, hat Mr. Blayh wieder öfter Gelegenheit, seine Fähigkeit warm zu halten. Manchmal kauft ihm einer der Studenten auch eine deutsche Zeitung, die als Altpapier zum Einkäufe einzuwickeln nach Ghana exportiert wird. Dann liest Mr. Blayh von Gemeinderäten, die im Allgäu Umgehungsstraßen fordern und von der fischen Rosi, die sich in Boulevardblättern auf der Titelseite aalt.

Seine Sternstunde hatte der Sprachkünstler allerdings, als Ghana Mangane Company, ein Bergbau-Konzern mit starker Bindung an Deutschland, ein echtes Problem hatte: Für mehrere Monate hatten sie einen deutschen Fachmann eingeflogen. Doch der sprach kein Wort englisch. „Ich habe ihn wochenlang unterrichtet“, erklärt Mr. Blayh mir stolz.

Nur zu gern möchte Mr. Blayh auch an Schulen Deutschunterricht geben. Für Schüler, die weitab von Uni oder Goethe-Institut sonst keine Möglichkeit haben, die Sprache zu lernen. Schon mehrfach hat er Deutsche gebeten, ihm eine Adresse zu geben, wo er Lehrbücher bestellen könne.

Aus Accra und einem schnellen Internet-Café gebe ich ihm die Anschrift von Langenscheidt. Vielleicht, so meine ich, gibt es dort sogar Restbestände alter Auflagen, die billiger sind. Einfach wird es trotzdem nicht. Für Ghana hat Langenscheidt keinen Importeur angegeben.

Ganz hat er seinen Traum noch nicht aufgegeben: Einmal das Land zu sehen, dessen Sprache er langsam aber fließend beherrscht. Rund 8.000.000 Cedis kostet der Flug nach Europa. Rund 400.000 Cedis hat er schon zusammen.

13. Thank you!!!

My life was enriched thanks to Mike Anane and Carol Anane, who introduced me to Ghana, always made me feel at home and supported me in every very way. I deeply wish to thank Nana Aboagye Aguei II for one of the most impressive receptions in my life and Nana Boakye-Yedom I for the many exceptional hours I spent with him.

My gratitude goes to Friedrich-Ebert-Stiftung in Ghana, especially Jörg Bergstermann and Programmes Coordinator Edward Briku Boadu, who used his excellent knowledge and local relationship to help me beyond my expectations. I do wish to thank Daniel Owusu-Koranteng, executive Director of WACAM and his wife Hannah, also Kwesi Aduakwah of WACAM as well as Mohamed and Kofi Scott, WACAM Community Volunteers, who all devoted enormous amounts of time to help me. I thank the Obuasi Management of Ashanti Goldfields for their hospitality and the excellent insight they gave to me, namely Mr. Sarpong and his intern Baba Abdulai, also the Public Relations Management of Ghana Goldfields.

I wish to thank Professor Kwabena Sarpong for being my host and the long conversations introducing me to African art (apart from many other topics). Also brassman Edward Owusu and his brother, Georg Koomson and the staff of Public Agenda. I thank the inhabitants of the villages of Abekoase, Nkwantakrom, Koduakrom, Atwereboana, Sansu, Binsere and Dokyiwoa, namely Nana Molobah, Nana Kofi Karikari, Nana Kojo Bogya II and fetish-priest Augustina Antwi.

I thank Fabian Kutenkeuler and Benedikta Rabins from the ASA-Fellowship for sharing their experiences in Tarkwa with me.

For getting me prepared I thank Uli Müller from FIAN Germany for sharing his detailed knowledge and introducing me to Daniel Owusu-Koranteng and Mike Anane, also ASA-alumni Marcus Quinlivan and Anne Wendler from InWent for allowing me to take part in one of the preparation workshops of the ASA-Fellowship. I thank Professor Johanna Dahms and artist Runa Verdandi who first introduced me to the Ashanti art of metalsmithing.

Most of all, my deep gratitude belongs to the Heinz-Kühn-Foundation. Thank you, Ute Maria Kilian, for doing an excellent job that goes far beyond the administrative process.